

Erscheint täglich außer Sonntags.
Zugleich Abendausgabe des „Vorwärts“. Bezugspreis
beide Ausgaben 85 Pf. pro Woche, 3,60 M. pro Monat.
Redaktion und Expedition; Berlin SW 68, Lindenstr. 3

Spätausgabe des „Vorwärts“

Anzeigenpreis: Die einseitige Nonpareillezeile
80 Pf., Reklamezeile 5 M. Ermäßigungen nach Tarif.
Postcheckkonto: Vorwärts-Verlag G. m. b. H.,
Berlin Nr. 37586. Fernsprecher: Dönhofs 292 bis 297

Arbeitslosenhilfe abgeschafft

Wo? In der Sowjetunion — Die Hungerpeitsche gegen die Arbeitslosen

Moskau, 11. Oktober. (Amtlich.)

Starker Mangel an Arbeitskräften in einer Reihe von Zweigen der Volkswirtschaft veranlaßte das Volkskommissariat, die Versicherungskassen anzuweisen, allerorts die Auszahlung von Erwerbslosenunterstützung einzustellen. Der Sozialversicherungsgesetz wird Unterstellungen von Erwerbslosen nicht mehr vorsehen.

Die in der Sowjetunion zugelassenen amerikanischen Berichterstatter teilen dazu mit, daß dieser Beschluß wegen der Finanznot erfolgte. Die örtlichen Behörden werden außerdem

Aus dem Inhalt:

- Berlins Soll und Haben Seite 3
- Schlechte und gute Geschäfte mit Justitia Seite 3
- Der Sturz der Autoritäten Seite 4
- Eine Entdeckungreise nach Buch Seite 5
- Luftschiffkatastrophe und Technik Seite 7

angewiesen, die auf den Arbeitsnachweisen gemeldeten Erwerbslosen sofort in den Produktionsprozeß einzureihen und sie dahin zu schicken, wo Mangel an Arbeitskräften besteht.

So sorgfältig der amtliche Moskauer Wortlaut des sensationellen Beschlusses, die Erwerbslosenunterstützung einzustellen, auch abgefaßt sein mag, gerade er gibt deutlich zu erkennen, daß es sich um eine Maßnahme gegen die Erwerbslosen handelt, entstanden aus der Finanznot der Sowjetunion.

Nur in einigen Industriezweigen ist Nachfrage nach Arbeitskräften vorhanden — die Erwerbslosenunterstützung wird aber allerorts abgeschafft: auf diese Art will man die vorhandenen Arbeitslosen mit Gewalt in die Industriezweige wie das Donezgebiet hineintreiben, aus denen sie wegen der ungeheuerlichen Arbeitsbedingungen in Massen davonlaufen.

Die deutsche Kommunistenpresse wird den Moskauer Beschluß als Beweis dafür feiern, daß es keine Erwerbslosen in der Sowjetunion mehr gibt — aber dies wagt nicht einmal die Moskauer Verlautbarung zu behaupten, die nur von einem Arbeitermangel in einigen Industriezweigen spricht.

Wenn wirklich keine Arbeitslosen mehr vorhanden wären, dann brauchte man die Arbeitslosenunterstützung gar nicht aufzuheben, dann brauchte der Sowjetstaat sowieso keine Mittel für die Arbeitslosen aufzuwenden. Der Beschluß des Volkskommissariats ist umgekehrt deshalb gefaßt worden, weil die Erwerbslosenunterstützung die Fähigkeit der Sowjetkassen übersteigt und weil es keine andere Möglichkeit gibt, die Erwerbslosen in die Betriebe mit höllischen Arbeitsbedingungen zu bringen, als die Peitsche des Hungers!

Anflug der Reportage.

Sie berichtet, ohne etwas zu wissen.

Zu den vielen Flagen, mit denen das arme Deutschland geschlagen ist, gehört auch der Reporter, der sein Blatt mit politischen Sensationsnachrichten zu versorgen hat. Nachrichten müssen sein, wenn der Leser sie verlangt, sie müssen interessant sein, damit der Strohenverkauf steigt. Ob sie richtig sind, ist Nebensache.

Heute z. B. kann man in einem Mittagsblatt genau lesen, was Freitscheid, Müller und Bels und Brüning besprochen haben. Selbstverständlich ist das alles frei erfunden, insbesondere auch die Behauptung, die Sozialdemokraten hätten über das Verhalten ihrer Fraktion gegenüber einem Mißtrauensvotum „offizielle Zusicherungen“ gegeben. Dazu hatten sie weder die Vollmacht, noch haben sie auch nur im Traum daran gedacht, es zu tun.

Die Sozialdemokratie geht frei von allen Bindungen in den neuen Reichstag. Das ist politische Tatsache. Reportage für den Strohenverkauf hat zumeist weder mit Politik noch mit Tatsachen viel zu tun.

Landtagsabgeordneter Gustav Menzel-Halle (Komm.), der den Wahlkreis Wertheim vertrat, ist plötzlich einem Herzschlag erlegen. Er hatte noch am Freitag den Beratungen des Rechtsausschusses beigewohnt. Als Nachfolger kommt Hermann Gebhardt-Delitzsch in Frage.



Morgen 2 Uhr Lustgarten!

Lohnabbau oder nicht?

Vor der Entscheidung im Metallkonflikt. — Reichsarbeitsminister verantwortlich

Morgen werden die Gewerkschaftsfunktionäre der Berliner Metallbetriebe zum Schiedsspruch im Metallkonflikt Stellung nehmen. Es ist kein Zweifel, daß sie ihn ablehnen werden. Der Deutsche Metallarbeiter-Verband wird sofort nach dem Spruch der Funktionäre eine Urabstimmung in den Betrieben über Annahme oder Ablehnung des Schiedsspruches vornehmen lassen.

Der Versuch, durch einen Schiedsspruch den Berliner Metallarbeitern einen Lohnabbau aufzuzwingen, hat zu einer ersten Krise mitten in der Krise geführt, deren Auswirkungen sich noch nicht übersehen lassen.

Die Verantwortlichkeit für diese krisenhafte Zuspitzung muß mit aller Schärfe festgestellt werden. Sie trifft in erster Linie die Unternehmer. Sie haben einen Angriff auf die Arbeiterlöhne unternommen. Die Verantwortung ruht weiter auf der Regierung. Sie hat in ihrer programmatischen Veröffentlichung die Unternehmer ermutigt, ja zum Angriff auf die Arbeiterlöhne geradezu aufgefordert. Sie hat sich die falschen volkswirtschaftlichen Argumente der Unternehmer zu

eigen gemacht. Sie hat die Schlichter auf den Lohnabbau instruiert. Sie hat an Stelle des ordentlichen Schlichters in Berlin einen Sonderschlichter eingesetzt.

Es ist bekannt, daß der Reichsarbeitsminister Stegerwald der Vertreter und Befürworter dieses Kurzes in der Reichsregierung ist. Auf ihm lastet die Verantwortung!

Der Reichsarbeitsminister stellt sich mit diesem Kurs gegen die gesamte Arbeiterschaft. Die christlichen Gewerkschaften haben soeben in einem Schreiben an den Reichskanzler sich aufs schärfste gegen die Lohnabbauoffensive gewandt. Es heißt in diesem Schreiben:

„Die Begründung des Regierungsprogramms, speziell soweit sie sich auf Löhne und Gehälter bezieht, gibt uns Anlaß zu stärksten Bedenken und Befürchtungen, nicht nur, daß wir der These, die Höhe der Löhne und Soziallasten stehe der Gesundung der Wirtschaft entgegen, widersprechen, kann und darf nicht übersehen werden, daß die Arbeiter bereits jetzt ganz erhebliche Opfer gebracht haben und noch täglich bringen. Auf ihnen lastet nicht nur die Arbeitslosigkeit und der Druck der Unsicherheit der Existenz. Auch der bereits erfolgte Lohnabbau beträgt im Durchschnitt bereits 10 Proz. Es geht nicht an, zu diesen bereits gebrachten Opfern den Arbeitnehmern noch

weitere Opfer durch vermehrte Lohnsenkungen, denen keine Preissteigerungen gegenüberstehen, aufzuerlegen. Die anderen Volksschichten zugehörigen Opfer stehen in keinem Vergleich zu dem, was anscheinend den Arbeitern und Angestellten zugemutet wird."

Das ist die einmütige Auffassung der deutschen Arbeiterschaft! Der Reichsarbeitsminister Stegerwald will der Arbeiterschaft trotzdem den Lohnabbau aufzwingen, und in Berlin macht er den Anfang!

Dieser Anfang ist von der größten Bedeutung für die gesamte Arbeiterschaft wie für die Gewerkschaften aller Richtungen. Die Fronten sind klar — und die Verantwortung nimmt dem Reichsarbeitsminister niemand ab!

Reichswehr als Putschtruppe?

Ein Brief an Groener.

Der General von der Goltz von den sogenannten Vaterländischen Verbänden hat auf den Brief des Reichswehrministers Groener geantwortet. In der Antwort heißt es:

„Der Gegensatz in der Berufsauffassung zwischen dem parlamentarischen Minister, der sich meist mit einem Reichsanwalt und mit Ministern der wehrmachtsfeindlichen SPD in einer Koalition befindet, und der ihm anvertrauten Truppe ist durch den Prozeß aller Welt klar geworden, auch dem Ausland.“

Wir haben zahllose alte und neue Soldaten die wehrpolitische Entwicklung der letzten Jahre mit Sorge verfolgt, weil die Wehrmacht allmählich in die enge innenpolitische Auffassung unserer Zeit und in die Abhängigkeit von einer wehrmachtsfeindlichen und internationalen Parteienregierung hineingezogen wurde. Nun aber bekennen auch Sie, Herr Minister, in Ihrem Briefe sich zu meiner Auffassung, daß die Wehrmacht den Beruf habe, das Vaterland und alle Volksteile zu verteidigen. Aber das genügt nicht. Es ist keine Partei, sondern Staatspolitik, wenn die nationalen Kreise internationale und wehrmachtsfeindliche Einstellung für eine Regierung, die der Wehrmacht befehligen, scharf ablehnen. Weil aber unter den jetzigen Verhältnissen eine solche internationale und wehrmachtsfeindliche Parteienregierung leicht wiederkehren kann, bekämpfen wir das heutige System im Interesse des wehrhaften Geistes von Wehrmacht und Volk. Daß auch aktive Offiziere aus gleichen Erwägungen gleiche Befürchtungen für die Zukunft hegen, ist nicht nur erklärlich, sondern erfreulich. Das einzige Mittel, neue Infusionsordinationsvergehen, die sehr bedauerlich wären, zu verhindern, scheint mir — neben einer Systemänderung — darin zu liegen, daß wieder ein Geist Befehlende und Gehorchende beherrscht.“

Der Herr General tritt als Sprecher für alle jene Kreise auf, die sich hinter die Hochverräter von Ulm gestellt haben — Deutsch-nationale, Nationalsozialisten, Offiziersverbände. Was wollen sie?

Sie wollen die Reichswehr zu einem Instrument gegen die demokratisch-parlamentarische Verfassung machen.

Sie wollen die Reichswehr neben und über den Reichstag stellen.

Sie wollen eine Reichswehrleitung, die gleich ihnen die Truppe zu einem Instrument des Hochverrats zu machen gedenkt.

Das ist der Kern, und es ist bezeichnend für die Zustände von heute, daß sie dem Reichswehrminister in aller Öffentlichkeit diese Pläne vortragen können und daß sie ihn angreifen, weil er nicht wie sie auf die Verfassung pflegen will.

Deutschnationale gegen Hindenburg.

Die Leipziger Deutschnationalen haben eine Protestkundgebung gegen das Urteil im Reichswehrprozeß veranstaltet. Dabei erklärte der Referent, Schriftleiter Dr. Kühn-Berlin: „Wir müssen uns an den leidvollen Gedanken gewöhnen, daß wir den Generalfeldmarschall an das heutige System zu verlieren beginnen.“

Politischer Mord in Hannover.

Auch schon kommunistische Feme?

Im Gebäude des Arbeitsnachweisamtes in Hannover wurde, wie wir berichteten, der arbeitslose Kaufmann Erich Schmidt durch einen Schuß in den Mund getötet. Der unbekannte Täter entkam. Die Vermutung, daß der Mord politische Hintergründe hat, scheint sich zu bestätigen. Die bisherigen Feststellungen haben ergeben, daß Schmidt, der der KPD angehörte und nach dem Bombenanschlag auf die hannoversche Vereinsbank im Prozeß belastende Aussagen machte, aus der Partei ausgeschlossen worden ist. Die Fahndungen nach dem Täter haben bisher noch zu keinem Ergebnis geführt.

Reichstagsbeginn mit Kostümball.

Braunhemd und Rotfront.

In einer Berliner nationalsozialistischen Versammlung kündigte ein nationalsozialistischer Reichstagsabgeordneter am Freitag an, daß die 107 Mitglieder der nationalsozialistischen Reichstagsfraktion am Montag zur Eröffnung des Reichstags geschlossen in Braunhemden erscheinen würden. Da die Kommunisten in der verbotenen Uniform des Roten Frontkämpfer-Bundes zu erscheinen gedenken, wird man sich schon jetzt auf allerlei Gejohlt machen müssen!

Die ganze Stadt lacht.

Wenn ausgerechnet das Haus der Baupolizei einstürzt.

Daß der Einsturz eines Hauses ein langanhaltendes Gespräch in der Öffentlichkeit auslöst, ist selbst wenn dabei keine Menschen, sondern nur Sachwerte zu Schaden gekommen sind, immerhin ein seltener Vorgang. Ein solcher Heiterkeitserfolg war dem zusammengebrochenen altmodischen Gebäude in der Hauptstraße Warschauer, der Warschauerstraße, beschieden, das bisher in seinen Mauern — die städtische Bauinspektion beherbergte. Das Lokal dieser verantwortungsvollen Behörde, die für die Sicherheit aller Bauten in der Hauptstadt zu sorgen hat, stürzte mit gewaltigem Krachen ein, einen im ersten Stock befindlichen Juwelensalzen unter Trümmern begrabend. Der Besitzer des Ladens ist auch der eigentliche Leidtragende, während Warschau in dieser schweren Zeit wenigstens wieder etwas zu lachen hat.

Die Ostpreussische Kriminalpolizei verhaftete in Kowno acht führende Kommunisten, darunter den Parteisekretär Schulz, bei dem ein Referat zum 18. Jahrestag der Oktoberrevolution beabsichtigt wurde. Die Kommunisten planten zum 17. Oktober eine Demonstration.

„Lokal-Anzeiger“ = Verleumdungen

Systematische Hez gegen den Personaldirektor der BVB.

Der „Lokal-Anzeiger“ bringt in seiner heutigen Morgenausgabe in großer Aufmachung einen tendenziös gefärbten und völlig entstellten Bericht über eine Sitzung des Untersuchungsausschusses, den der Aufsichtsrat der BVB. aus Anlaß der Entlassungen eingeleitet hat. Das Scherl-Blatt behauptet, daß politische Entlassungen in weitem Umfange stattgefunden hätten und verleumdet den Direktor Brosat in geradezu hohnbühender Weise.

Tatsächlich hat gerade diese Ausschussführung ergeben, daß die Entlassungen in durchaus sachlicher Weise vorgenommen

wurden und daß es nur wenige Fälle zu beanstanden gab. Man darf nicht vergessen, daß Massenentlassungen anders zu werten sind als Entlassungen in Einzelfällen. So kommt es, daß von einer Liste, die 110 Namen enthielt, und die von dem nationalsozialistischen Stadtverordneten Engel vorgelegt wurde, ein einziger Fall zu einer Pension Anlaß gab. Hier soll ein Arbeiter, der vier Kinder zu versorgen hat, wieder eingestellt werden. Dafür muß natürlich ein anderer zur Entlassung kommen.

Ferner sollen bei ganzen sechs Fällen die Unterlagen nachgeprüft werden, die zur Entlassung führten. Unter Berücksichtigung der großen Zahl der zur Entlassung Gelangten ist das ein

geradezu köstliches Ergebnis, besonders, wenn man es mit dem Beschrei der nationalsozialistischen Blätter vergleicht. Man will unter allen Umständen

einen Skandal inszenieren.

man will im Verein mit den Kommunisten mit dazu beitragen, den Personaldirektor der BVB. herunterzureißen und ihn in der Defensivität unmöglich zu machen. Es ist daher gut, die Verleumdungen an den Pranger zu stellen und sie auf das schärfste zurückzuweisen.

Interessant ist, daß der „Lokal-Anzeiger“ selbst schreiben muß, daß das Endergebnis der Ausschussberatungen erst abgewartet werden müsse, daß er aber trotzdem auf das schärfste die Entlassung des Direktors Brosat fordert. Mit sachlichen Argumenten sind ja in der heutigen Zeit keine politischen Geschäfte zu machen.

Wie weit man es hier mit „politischen“ Entlassungen zu tun hatte, beweist auch der Ausspruch eines Ausschussmitgliedes, das dem „Lokal-Anzeiger“ sehr nahe steht. Dieses erklärte nämlich, es handele sich hier nicht ausschließlich um Leute, die den nationalen Parteien angehören, sondern es seien auch sehr viele bei ihnen nicht organisierte Leute, die sich an sie gewandt hätten.

Ein Arzt unter Anklage

Er wird der Vornahme von Scheinoperationen beschuldigt

Vor dem Großen Schöffengericht Berlin-Mitte unter Vorsitz von Landgerichtsdirektor Rüder begann heute früh mit einem Riesenaufgebot von Zeugen und Sachverständigen der aussehenerregende Betrugsschwarz gegen den praktischen Arzt Dr. Friedrich Fischeder und den aus Ungarn stammenden Kaufmann Rudolf Hezky. Beiden wird vorgeworfen, durch die Vortäuschung von Scheinoperationen gemeinschaftlich mehrere Krankenkassen um mehrere 1000 Mark betrogen zu haben.

Hezky war bei der Deutschnationalen Krankenkasse, der Barmenia-Krankenkasse und der Selbsthilfe als Mitglied angemeldet und hat die Arztrechnungen bei jeder getrennt eingereicht. Die Anklage stützt sich auf eine Selbstbeziehung Hezky's, durch die er auch gleichzeitig Dr. Fischeder belastete. Außerdem soll Hezky auch noch die Krankenkassen in einem anderen Falle selbstständig betrogen haben. Hezky war im Frühjahr 1925 zu Dr. Fischeder in Behandlung gekommen. Im Laufe der Zeit entstand zwischen den beiden eine Freundschaft. Da Hezky Interesse für medizinische Dinge zeigte, soll ihn Dr. Fischeder zu Operationen zugezogen und ihn Patienten als Kollegen vorgestellt haben. Als im Mai 1926 die Freundschaft in die Brüche ging, zeigte Hezky seinen bisherigen Freund Dr. Fischeder beim Berliner Kassenärzteverband an, daß er

an ihm Scheinoperationen vorgenommen und Krankenkassen um bedeutende Summen geschädigt habe.

Dr. Fischeder wurde aus dem Kassenärzteverband ausgeschlossen, da er der Aufforderung, gegen Hezky vorzugehen, nicht Folge geleistet hat. Im späteren Verlauf dieser Angelegenheit wurde dann gegen Hezky und Dr. Fischeder das Strafverfahren eingeleitet und gegen beide auch Anklage erhoben.

Der erste Fall des Betruges betrifft eine Schädigung der Firma Fürst u. Sohn. Bei dieser war Hezky angestellt. Eines Tages meldete er sich krank und brachte ein Attest von Dr. Fischeder bei, daß er nierenkrank sei und daß bei ihm eine Tumoreoperation vorgenommen werden sollte. Die Firma war misstrauisch und verlangte, daß Hezky sich durch ihren Hausarzt untersuchen lassen sollte. Um zu verhindern, daß die Täuschung herauskam, soll Dr. Fischeder dem Hezky einen leichten Schnitt in der Bauchgegend, der aber nur durch die Ober- und Unterhaut ging, beigebracht und wieder vernäht haben. Dann soll Dr. Fischeder ihn aufgefördert haben, sich bei den drei genannten Krankenkassen als Mitglied aufnehmen zu lassen. Ein Unfall, den Hezky in Karlsdorf erlitt, wurde benutzt, um eine Scheinoperation bei den drei Krankenkassen vorzunehmen und dann hohe Rechnungen einzureichen. Nach der Behauptung Hezky's sei

der vereinnahmte Betrag zwischen beiden geteilt

worden. Dann soll Dr. Fischeder Hezky gesagt haben, er solle sich wieder krank stellen, aber zu einem anderen Arzt gehen, damit es nicht auffalle, daß die Rechnungen immer von demselben Arzt kämen. Hezky war bei Dr. Steinborn in Behandlung und ließ sich die Rechnungen immer in zwei Exemplaren ausstellen, die er dann auch bei zwei Krankenkassen einreichte. Als der Arzt Bedenken bekam und

die zweite Rechnung mit dem Vermerk „Duplikat“ versch, rabierte Hezky das aus. In diesem Falle ist gegen Hezky allein Anklage wegen Betruges und Urkundenfälschung erhoben worden.

Beim Zeugenaustruf machte der Vorsitzende die Zeugen darauf aufmerksam, daß sie sich nicht von persönlicher Feindschaft leiten lassen sollten. Es hätten sich in diesem seit Jahren schwebenden Strafverfahren bereits zwei Parteien gebildet. Weiterhin wandte sich der Vorsitzende mit einer Mahnung an den Angeklagten Hezky und hielt ihm vor, daß er bisher geständig gewesen sei, daß sein Geständnis aber gleichzeitig eine Bezeichtigung Dr. Fischeder's enthalte. Er möge sich überlegen, ob er diese Bezeichtigungen gegen einen bisher unbefehlten Mann aufrechterhalte. Der Angeklagte Hezky erklärte, er halte alle seine Behauptungen aufrecht. Als Sachverständiger waren teils vom Gericht, teils von der Verteidigung unter anderem Professor Gorband, Geheimrat Medizinrat Professor Dr. Straßmann und Sanitätsrat Dr. Leon geladen.

Der Angeklagte Dr. Fischeder bestritt, sich in irgendeiner Weise schuldig gemacht zu haben.

Die von ihm vorgenommenen Operationen an Hezky hier sämtlich ordnungsmäßig gewesen,

und er habe von dessen Betrügereien gegenüber den Krankenkassen keine Kenntnis erhalten und auch nichts von den Beträgen abbekommen. Es handele sich um eine Intrige gegen ihn, die von Hezky gemeinschaftlich mit einem Fräulein B., der Sekretärin des Kassenärzteverbandes, angezettelt worden sei. Fräulein B. sei früher bei ihm beschäftigt gewesen und in Feindschaft von ihm geschieden. Sie habe seinerzeit den Staatsanwalt Dr. Flint zum Syndikus des Verbandes gemacht. Hezky und Fräulein B. hätten ihn erpressen wollen und 2000 Mark und ein Auto verlangt, sonst würde er wegen Verleumdung angezeigt werden. Er habe gegen sie mit einer Anzeige wegen Erpressung geantwortet und nun sei Hezky mit den falschen Beschuldigungen hervorgetreten.

Diese Anzeige habe zunächst Staatsanwalt Dr. Flint, gegen den beabsichtigt ein Disziplinarverfahren geschwebt hat und der nach Ostpreußen strafversetzt worden ist, bearbeitet. So sei es gekommen, daß gegen ihn Anklage erhoben worden sei. Es sei auch unrichtig, daß er Hezky bei Operationen beschäftigt habe. Er habe genügend geschulte Ärzte zur Verfügung gehabt. Hezky habe ihm lediglich kleine Hilfsleistungen wie Autobeförderungen und dergleichen mehr geleistet. Der Unfuss, daß er ein Interesse daran haben sollte, daß Hezky sich bei verschiedenen Krankenkassen anmelden sollte, wäre daraus zu ersehen, daß er

die größte Kassenpraxis Berlins gehabt und in 1½ Jahren von den Kassen allein 60 000 Mark ausgezahlt erhalten hätte.

Es werde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er nach dem Unfall des Hezky, der in Karlsdorf sich durch einen Treppensturz eine Bauchquetschung zugezogen hatte, in dessen Wohnung eine Bauchoperation vorgenommen habe. Er habe aber in einem ähnlichen Fall einmal einen schwerverletzten Mann ins Krankenhaus gebracht und der sei durch den Blutverlust während des Transportes gestorben. Damals habe er sich geschworen, seine ärztlichen Pflichten nicht mehr so eng zu nehmen.

Feuerkampf mit einem Einbrecher.

Kriminalbeamter angeschossen, Einbrecher getötet.

Zu einer schweren Schießerei kam es am Sonnabend, gegen Mittag, im Hause Schliemannstraße 5. Dabei wurde ein Kriminalbeamter von einem Einbrecher schwer angeschossen, der Einbrecher selbst wurde getötet.

Wie erfahren dazu: Der 29 Jahre alte Karl Kriehme, der als Fahrraddieb bekannt ist und auch im Verdacht stand, Einbrüche verübt zu haben, sah, da er zuletzt in eine Loischlagsaffäre verwickelt war, in Tegel im Gefängnis. Wegen Meuterei war ihm eine Zusatzstrafe auferlegt worden und erst im Juli 1931 hatte er seine Freilassung zu erwarten. Am 27. September d. J. gelang es ihm, abends gegen 7 Uhr aus Tegel zu entweichen. Die Fahndungsinspektion H. des Polizeipräsidiums, die nach dem Flüchtigen suchte, ermittelte, daß er bei Bekanntem im Hause Schliemannstraße 5 ein Untertommen gefunden hatte.

Am Sonnabend, gegen Mittag, begaben sich zwei Kriminalbeamte der Einbrecherstreife dorthin, um Kriehme wieder festzunehmen. Auf Klingeln wurde ihnen geöffnet. Sie betraten das Zimmer und fanden den Gesuchten noch im Bett liegen. Sie legitimierten sich als Kriminalbeamte und erklärten Kriehme wieder für verhaftet. Er zog plötzlich unter seinem Kopfkissen eine Pistole hervor, sprang aus dem Bett und feuerte in rascher Folge fünf Schüsse auf die Beamten ab. Gleich der erste Schuß traf den Kriminalbeamten Kolberg in den Oberschenkel. Blutend brach er zusammen. Kriehme schoß weiter und jetzt feuerte

der Kamerad des Angelegenen ebenfalls. In Kopf und Brust getroffen, brach Kriehme zusammen und verstarb nach wenigen Minuten.

Der verletzte Beamte wurde von seinem Kameraden nach dem Staatskrankenhaus, die Leiche des Erschossenen nach dem Schauspielhaus gebracht.

Die Börsenkurse sinken weiter!

Eine neue Diskonterhöhung in Sicht.

Die heutige Berliner Börse brachte neue starke Verkäufe. Die Kurse gingen auf der ganzen Linie weiter zurück bei den Hauptpapieren wieder bis zu fünf und mehr Punkten. Es sieht so aus, als ob auch die Privatbanken, um die Reichsbank nicht auffällig in Anspruch zu nehmen, aus ihren eigenen Beständen Papiere verkaufen.

Auf dem Geldmarkt liegt eine leichte neue Anspannung vor. Wenn diese auch zum Teil wegen der am 10. fälligen Steuerzahlungen eingetreten ist, so stimmt doch die Erhöhung des Privatdiskonts bedenklich. Er hat sich von 4% auf 5% erhöht und sieht jetzt mit dem neuen Reichsbankdiskont gleich. Die Anspannung auf dem Geldmarkt und die Erhöhung des Privatdiskonts auf 5% lassen erwarten, daß gleichzeitig auch die Devienachfrage nicht zurückgegangen zu sein scheint, daß die Reichsbank bald eine neue Diskonterhöhung vornehmen wird.

Berlins Soll und Haben

Zahlen bekommen Leben — Ein Bild von dem Schaffen der Riesenkommune

Dickste Bände mit vielen, sehr vielen Zahlen, alle wohlgeordnet nach Kapiteln, vom Magistrat zusammengestellt und herausgegeben für alle Zweige der weit verzweigten Verwaltung, so präsentiert sich der Berliner Milliardenetat als ein Werk für Finanzfachverständige, die diese städtische Bilanz herunterlesen können, wie andere Leute die Zeitung. Für die Mehrzahl der übrigen Sterblichen bleibt der Etat Berlins aber ein Buch mit sieben Siegeln und selbst unter den Stadtverordneten sind es nur die Spezialisten, die jede Zahl nach ihrer Bedeutung zu schätzen wissen. Und dabei ist dieser Haushaltsplan das Rückgrat unserer ganzen Stadtverwaltung, er zeigt, woher die Mittel für die Riesenverwaltung zufließen und wohin sie wieder abwandern. Er spricht aber auch eine ernste Sprache, wenn er die Grenzen der Finanzkraft Berlins aufzeichnet und damit die Unerschöpflichkeit derer offenbart, die unbelastet mit eigener Verantwortung in ihren agitativen Forderungen Ausgaben und Aufwendungen verlangen, von denen sie selbst wissen, daß sie von der Stadt nicht geleistet werden können.

Das Nachrichtenamt der Stadt Berlin hat jetzt ein kleines Heftchen von nur 2 Seiten Umfang herausgegeben, das sich bildstatischer Uebersicht über den Haushalt Berlins 1930 nennt und in vorbildlicher Art das schwere Problem löst, die toten Etatszahlen für die Massen lebendig zu machen. Es werden hierbei nicht viele Worte gemacht, der erläuternde Text, der mit Kennerschaft das Wesentliche des Etats herausholt, ist knapp gehalten, nur wenige markante Zeilen. Dagegen tritt zum ersten Male der Haushalt Berlins in plastischer Form vor unsere Augen. Leicht verständliche Bilder, die jedermann auf den ersten Blick erfassen kann, erläutern die einzelnen Kapitel des Haushaltsplanes. Es entsteht ein wahrheitsgetreues Bild von dem lebendigen Schaffen in der Verwaltung unserer Riesenkommune.

Soll und Haben in Berlin.

Steuern und Betriebe sind die einzigen Staatskapitel, bei denen die Einnahmen die Ausgaben übersteigen — alle anderen weisen einen Bedarf, also einen Zuschuß auf. 495 Millionen aus Steuern und 73 Millionen aus den Betriebsüberschüssen, insgesamt also 568 Millionen Mark, müssen die Ausgaben für Wohlfahrt, Schulen und Volksbildung, Gesundheitswesen, Bauwesen, Wohnung und gemeinnützige Betriebe, für die Allgemeine Verwaltung, die Polizei und die Finanzverwaltung decken.

271 Millionen Mark betragen die Gesamtausgaben auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege — es ist das Kapitel, das auf der Ausgabenseite immer größer wird und immer stärker die Verwaltung nicht nur Berlins, sondern aller deutschen Städte lähmt und bei der Abbürdung der Lasten von Reich und Staat auf die Gemeinden in abschbarer Fülle die Finanzkraft der Kommunen überschreiten wird. Eine sehr instruktive Darstellung zeigen die Kanäle auf, in die die Millionen des Gesamtbedarfs für die allgemeine Wohlfahrt abwandern. 55,9 Millionen für Erwerbstätige, 61,1 Millionen für sonstige Unterstufte, 32,8 Millionen für Sozialrentner, 16,6 Millionen für Kleinrentner, 17,5 Millionen für den Kleinrent-

nern Gleichgestellte — alles Millionenlasten, die bligartig die trostlose wirtschaftliche Notlage weiter Volksschichten beleuchten, die aber auch zugleich zeigen, wie Berlin unter großen Opfern diese Not im Rahmen seiner eigenen Leistungsfähigkeit zu lindern bestrebt ist. 8,3 Millionen für Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene, 45,8 Millionen für Jugendwohlfahrt, 25,7 Millionen für sonstige Wohlfahrt, 1,8 Millionen für Taubstummen- und Blindenpflege und 6 Millionen für das Obdachwesen werden ebenfalls dem großen städtischen Wohlfahrtsfonds entnommen.

Berlin als Kulturzentrum Deutschlands.

Es folgt der Bedarf der Schulverwaltung. Auch Millionenauswendungen. Ein plastisch wirkendes Bild hebt die Ausgaben Berlins hervor, das jährlich für jeden Schüler der Berufsschulen 74 Mark, für Volksschüler 194 Mark, für jeden Schüler der Mittelschulen 400 Mark und für die Schüler der höheren Lehranstalten 512 Mark aufwenden muß.

Einige Bilder zeigen die Verwendung der Millionen für die öffentlichen Arbeiten, für Hoch- und Tiefbau, Straßen- und Brückenbau und endlich für das Städtungs- und Wohnungswesen, für das Berlin in der Zentralverwaltung 135 Millionen und in den Bezirken 5,6 Millionen Mark ausgeben muß. Auf der Einnahmenseite dieses wichtigen Kapitels stehen 130,4 Millionen Mark aus Hauszinsvereinigungen, bei denen bekanntlich Berlin durch den ungerechten Verteilungsschlüssel zugunsten anderer Gemeinden im Reich schon seit Jahren erheblich benachteiligt wird.

Berlin als das größte Kulturzentrum Deutschlands löst seine kulturellen Verpflichtungen mit jährlich 8 Millionen Mark ab, es zahlt auf den Kopf der Bevölkerung 75 Pfennig für Musik und Theater, 13 Pfennig für die Wissenschaft, 15 Pfennig für Bildende Kunst, 71 Pfennig für Volksbildung und 4 Pfennig als Nothilfe für Künstler und Geistesarbeiter.

Endlich noch einen Blick in die öffentliche Gesundheitspflege. Jeder Patient in der Krankenpflege kostet der Stadt Berlin jährlich 2622 Mark, jeder Patient in der Irrenpflege 2243 Mark. Für die Krankenheilung werden jährlich 29,7 Millionen, für die Krankheitsvorbeugung 14,2 Millionen und für die Körperpflege 3,8 Millionen Mark verausgabt. Es sind nur einige schnelle Eindrücke, die wir hier aufzeichnen bei dem Umblättern des kleinen und doch so bedeutsamen Heftchens, das uns verständnisvoll in den Organismus der Berliner Verwaltung einfließt. Es ist wert, ernstgenommen und ernst durchdacht zu werden. Nicht nur für den Kommunalpolitiker sollte es ein ständiger Begleiter sein, es müßte Allgemeingut für jeden Berliner werden, weil es zugleich ein schlagender Rechenschaftsbericht ist für alles, was die Stadt leistet und auf den einzelnen Gebieten des öffentlichen Lebens neu geschaffen hat. Und dieses Rechenschaftsberichts brauchen wir uns nicht zu schämen, er bekräftigt die Folgerichtigkeit unserer kommunalpolitischen Arbeit, die mit erster Verantwortlichkeit für die Allgemeinheit am Aufbau des neuen Berlins geleistet worden ist und auch in Zukunft aller „kaltblütigen Negation“ zum Trost von unseren Vertretern geleistet werden wird.

Geschäfte mit Madame Justitia

Man kann gute und schlechte Geschäfte mit ihr machen . . .

Der Bäckermeister Friedrich zum Beispiel macht ein gutes Geschäft; aber er hat auch ein gutes Geschäft, er beschäftigt in seiner Bäckerei drei Gesellen und zwei Lehrlinge; besonders die Lehrlinge beschäftigt er ausgiebig — und darum steht er auch heute hier vor dem Einzelrichter. Denn der Vormund eines Lehrlings hat ihn angezeigt, weil sein Mündel ihm meldete, daß er täglich von 6 Uhr und 15 Minuten früh bis um 18, ja, manchmal bis um 20 Uhr beschäftigt wurde. Da bekam Herr Friedrich einen Strafbefehl über 150 M.; der Schreck fuhr ihm ins Weib; er lief zu einem Rechtsanwalt und erhob Einspruch gegen den Strafbefehl. Das war ja wohl gar nicht möglich, daß man um 10 Stunden Jungen solche Unannehmlichkeiten haben sollte! Der Herr Rechtsanwalt riet ihm freilich, den Einspruch lediglich auf die Höhe der Strafe zu beschränken; denn schließlich war ja der frühere Lehrling als Zeuge benannt, und gegen die tatsächlichen Angaben würde ja wohl nichts zu machen sein. Also tat der Herr Bäckermeister das Klügste: Er gab den Tatbestand zu und erzielte dadurch, daß auf die Vernehmung des Zeugen verzichtet wurde.

Nun konnte er in bewährter Kondition die harten Tatsachen verzuckern. Na ja, der Lehrling habe in der Backstube essen müssen; aber doch nur aus Raumangel, und wenn das mit dem Essen manchmal unregelmäßig gewesen sei, denn sei das Mädchen dran Schuld. (Die Anklage behauptet, daß der Lehrling keine richtige Stenspause habe machen dürfen.) Und daran, daß er bis um fünf Uhr hätte arbeiten müssen, sei der Lehrling ganz alleine Schuld gewesen, der wäre eben so langsam! Noch länger — na, er entsinne sich nicht, der Lehrling habe denn wohl in der Backstube Zeitung gelesen, aber manchmal, das müsse er ja gegeben, so am Sonnabend und Freitag, da wäre es spät geworden, bis 19 und 20 Uhr — aber dafür wäre der Junge ja auch zur Fortbildungsschule gegangen, das sähe doch auch! Und hundertfünfzig Mark könne er nicht bezahlen, nein, ganz unmöglich, vom Geschäft bliebe nichts übrig. . . . Woan er denn lebe? fragt der Staatsanwalt. Na ja, vom Geschäft, aber sonst bliebe nichts drüber. Er verdiene nichts, rein nichts, er habe sogar noch Schulden! Was er denn Steuer zahle? Der Herr Bäckermeister hat ein miserabel schlechtes Gedächtnis. Es ist beinahe ein Kreuzverhör notwendig, um ihm das Gesändnis zu entreißen, daß er 6000 M. Einkommen versteuert.

Antrag des Staatsanwalts: In Anbetracht der Tatsache, daß der Angeklagte noch nicht wegen eines gleichen Deliktes vorbestraft sei und seine Handlungsweise, wenn schon nicht richtig, doch keine allzugroße Ausnutzung (!) der Kraft des Schutzes wäre, beantrage er, die Geldstrafe auf 100 Mark herabzusetzen. Diese Geldstrafe würde den Angeklagten wohl hart genug treffen und ihn vor ähnlichen Handlungen warnen.

Urteil: Die Geldstrafe wird auf vierzig Mark herabgesetzt — ersahweise vier Tage Gefängnis. Der Herr Bäckermeister wird nicht in das Gefängnis gehen. Und damit er die Kleinigkeit ohne jede Ueberstürzung regeln kann, handelt ihm sein Anwalt nach Zahlung in zwei Raten aus. Die reelle Bezahlung all der im Laufe von drei Jahren geleisteten Ueberstunden wäre wahrschein-

lich teuer gewesen — der Herr Bäckermeister hat ein gutes Geschäft mit Madame Justitia gemacht.

Nicht immer geht es so „gut“ ab.

Der nächste Fall! Der Angeklagte Rabe hat kein gutes Geschäft; man muß überhaupt sagen, daß seine Geschäfte wohl manchmal anrüchlicher Natur gewesen sein mögen; denn er hat schon sieben Strofen hinter sich und ist auch schon einschlägig vorbestraft — wegen schweren Diebstahls. Das ist schlimm: Denn auf schweren Rückfall diebstahl stehen zwei Jahr Zuchthaus . . . ganz gleich, wie groß der entstandene materielle Schaden ist. „Und Sie können mir glauben, Herr Richter, es ist diesmal wirklich bloß ne Zufallsache gewesen! Ich wer doch nie meine Papiere einschleppen, wenn ich mal vorhabte! So dumm bin ich doch nie mal früher gewesen!“ Mit den Papieren war das ja nun auch ein besonderes Pech. Also Paul Rabe ging eines Tages durch die Brüderstraße und betrat den Flur eines Hauses durchaus nicht in der Absicht, da was wegzunehmen — im Gegenteil: Denn er behauptet, daß er bloß ein Klosett suchen wollte, „weil mir so komisch im Bauch war“. Auf dem Hausflur war auch eine Kabine, und als er die Tür aufmachte (sie war nur angelehnt), sah er, daß sich ihm hier geradezu ein „Gelegenheitsloft“ geboten wurde, denn die Kabine war der Bagerraum des Obsthändlers Kriebitz.

Gerade als er, einen Satz Feigen auf der Schulter, den Hausflur verlassen wollte, kam der Obsthändler die Treppe runter, kriegte ihn am Kragen und schüttelte ihn durch. Aus war der Traum — und nun bot er sichentlich, ihn loszulassen, er wolle es nie und nie wieder tun . . . und trug schließlich dem Obsthändler sogar selbst den Satz Feigen wieder in die Kabine. Aber dabei hatte er das Pech, seine Papiere zu verlieren, und als der erbotene Händler merkte, daß ihm aus der Kammer noch zwei Kisten Äpfel fehlten, übergab er die Papiere der Polizei und zeigte ihren Inhaber an. Wegen schweren Diebstahls: Denn anderthalb Stunden vorher hatte er sich ja noch überzeugt, daß die Kammer verschlossen gewesen war. Herr Rabe war davongestartet; er hatte den Verlust der Papiere auch bemerkt und ahnte, was seiner wartete, darum gab er seine Wohnung auf, meldete sich nicht an und verstand es, anderthalb Jahre unauffindbar zu sein. Er fand ein Möbel, fand sogar eine Wohnung — das gelingt anderen Leuten mit klaren Papieren nicht mal — und ernährte sich brav und ehrlich als Maler, denn er, der Tausendlosler, fand sogar Arbeit! Dann aber wurde er bei irgendeiner dummen Prügelei geschlagen, identifiziert und gleich in Untersuchungshaft gehalten — jetzt sitzt er an sechs Wochen und nun drohen ihm zwei Jahr Zuchthaus — wegen eines Sacks voll Feigen, Wert 14 bis 15 Mark — und obendrein bekam der Eigentümer sofort sein Gut zurück, ein Schaden ist nicht entstanden. Das erscheint selbst dem Staatsanwalt zu groß, so pädiziert er selbst auf mildernde Umstände: Der Angeklagte sei ja damals in Not gewesen und habe sich seitdem eifrig ernährt. Aber über die Mindeststrafe muß doch erheblich hinausgegangen werden; denn er habe sich in raffiniertester Weise anderthalb Jahre lang dem Zugriff der Polizei entzogen. Also beantrage er zwei Jahre Gefängnis.

Der Angeklagte schönt laut auf. Er hat das letzte Wort. „Aber ich bitte Ihn'n, ich bitte Ihn'n — ich habe allens wieder zurück gegeben, ich habe nicht von jehobt, und seit ich bei Möbel habe, war ich ehrlich un habe gearbeitet, in die Billen, wo so velle rumlach, sie kenn meine Meisters fragen, alle Malers, mit die ich gearbeitet habe, et is nie nich wat vorjetomm — ich molle ja nu ehrlich bleim . . . zwee Jahre, nee, nee, jem Se mir nich zwee Jahre!“

Der Einzelrichter zieht sich mit dem Gerichtsschreiber zurück. Der Angeklagte stützt den Kopf in die Hände, er sieht nicht mal nach seinem Möbel, das im Zubehörraum sitzt. Dann erscheint der Richter wieder und verkündet das Urteil — im Namen des Volkes: Der Angeklagte ist wegen einfachen Rückfalldiebstahls zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Bei der relativ langen Zeit, die seit der letzten Kontrolle der Tür verstrichen war, ist es nicht unmöglich, daß sie von anderen Tätern erbrochen worden sei. Man habe ja auch keine Spur der Ware in der Wohnung des Angeklagten gefunden, und man habe ihm auch sonst nicht beweisen können, daß er mit diesem Diebstahl in irgend einer Verbindung stehe. Also habe das Gericht noch einmal einfachen Diebstahl angenommen, es wolle dem Angeklagten auch die erlittene Untersuchungshaft in vollem Umfange anrechnen — es könne aber keine Haftentlassung und keinen Strafausschub gewähren. . .

Der Angeklagte ist billig weggenommen — „billig“, wenn man hier nur mit den Paragraphen rechnen will . . . und man muß es sich in Roabit ja langsam abgewöhnen, mit dem gefunden Menschenverstand zu rechnen, der freilich auch diese „billige“ Strafe für einen beinahe entstandenen Schaden von vierzehn Mark viel zu teuer findet.

Rehfish: „Brest-Litowsk“.

Theater des Westens.

Trochti: Frieden muß mit den räuberischen Judendorff-Deutschen geschlossen werden, obwohl sie imperialistische Hyänen sind. Denn die Sowjetsache braucht Frieden, damit sie den Krieg gegen den Weltkapitalismus vorbereiten. Trochti geht zu Lenin. General Hoffmann: Nicht den Feind im Westen schlagen, sondern das alte große Volk der Russen mit allen deutschen Divisionen vor der Bolschewisierung retten, damit das Reich und die ganze Welt durch Deutschland für den Segen der bürgerlichen Kulturordnung aufbewahrt werden. Hoffmann beschwört Wilhelm II., diesen Feldzug zu befehlen.

Das Stück hat also zwei Tendenzen: die bolschewistische und die bürgerliche. Die bürgerliche wird dadurch noch betont, daß Deutschlands arbeitendes Volk an dem Rettungswert als meistbegünstigtes Element mitarbeiten und so durch kaiserlichen Entschluß mit legitimen Existenzrechten beglückt werden soll.

Diese Doppeltendigkeit des historischen Schauspiels mißfällt nicht. Sie bringt im Gegenteil Beifall für Trochti und Beifall für Hoffmann. Es kann im Parteil und auf den Rängen kein Streit der Meinungen entstehen. Schon auf der Bühne wird jede Meinung befriedigt. Zur Entschärfung von Standolen ist das Stück deshalb wenig geeignet. Jud und Christ, Kildentscher und sowjetischer Beschwörer — niemand wird enttäuscht.

Es ist ein Stück, gegen das kein Bedenken vorzubringen ist. Die Pflichtigkeit des Verfassers zeigt sich allenthalben. Der große zweite Akt, der sehr lang und nicht kurzweilig ist, bringt die ganze Friedenskonferenz. Sie wird gesprengt, weil Trochti und Hoffmann gegeneinander reden, aber auch aneinander vorbereiten. Trochti ist interessant, was sie reden. Der dritte Akt, in dem die Hauptfiguren Hoffmanns Gespräch mit Wilhelm II. bringt, vermeidet allzu grobe Abernheit. Wilhelm II. ist kein übermäßig korrekter Despot in Feldgrau, er ist sogar ein sympatischer Dummkopf. Was ihm an Gehirn mangelt, besitzt Hoffmann und dazu noch Wärme des Herzens und einen ernsthaften Idealismus. Während des letzten Aktes wagt sich Trochti im Gewissenskampf, ob er sofort seine Rote Armee mobilisieren oder wo Zauderer seine Zeit abwarten soll. Da er sich für das Zaudern entscheidet, macht er sich den gemäßigten Revolutionären angenehm.

Rehfishs Dofierung der Meinungen für die rechte und für die linke Partei ist dem Theatererfolg angepaßt. Man ist erstaunt, wieviel gute Theaterwirkung sich aus der Gesinnungshaltigkeit heraus schlagen läßt, man erinnert sich, wieviel theatralische Langweiligkeit bisher in anderen sogenannten Zeitstücken durch die Gesinnungsenergie produziert wurde.

Also siegt der Theaterdekorateur, der Rollenschauspieler, der Situationsgruppierer Rehfish durch das Handwerk, das er sich als stieliger Mann aneignete. Der Einwand, daß er mit seinem Janusläpschen weder Honig noch Essig ist, daß die kräftigen Dichter-talente und erst recht die ordentlichen Genies ganz klar für ihre Tendenz Stellung nehmen und daß die dramatische Butterweicheit leicht in den Verbaht einer Gesinnungsschulerei gerät, ließe sich machen. Solcher Einwand geht jedoch nur gegen Werke der Ewigkeit, er darf aber nicht gegen Saisonwerke erhoben werden. Rehfish ist durchaus Saison. Es ist freilich möglich, daß seine Mode noch hübsch lange dauert.

Richard Weichert, Frankfurts Intendant a. D., jetzt Wanderregisseur wie zahlreiche seiner besten Kollegen, inszeniert. Er hat nicht viel zu tun, weil Rehfish mehr Regiewert als Kunstwert produziert. Immerhin ist mancher gute Typ des Schauspielers anerkennen: Selbst Paul Bildl als Kaiser Wilhelm gibt noch immer einen Menschen und keinen Bigbattontel. Kahlhirs General Hoffmann ist Biedermann im Generalsrock. Salomon der Besen mit Himbeerstreifen. Graf Czernin (Leo Neuf) kommt allein bei Rehfish sehr schlecht weg. Justel Troddel des Oesterreichers wird zusammengetragen, damit sich die Galerie amüsiert. Entweder muß man lauter Clowns, wie Bernhard Schow es macht, als historische Typen auf die Bühne stellen oder die Leute ganz ernst nehmen. Der Clownpöhl ist allerdings nur dem Genies möglich. Homolka als Trochti: wirklich ein Weiser aus Verbitterung, kaltpopper Redner, kurzschiger Neuropath, der nicht mit dem Säbel, sondern mit dem verbogenen Knicker hantiert. Gedankentemporeffektor, schließlich immer der Erfinder der wichtigsten Phrase. Trochti ist mehr der Priorenmann, gesehen durch den Kammerdiener Rehfish, als der politische Typ. Während die Gegenspieler typisiert sind, ist Trochti ganz realistisch beleuchtet. Vielleicht verbiert sich unter dieser realistischen Ausweisung Rehfishs Subjektivität.

Der Beifall überhäufte den Dramatiker und seine Künstler. Max Hochdorf.

Die Rundfunkberichterstattung über die letzte Reichsbannerkundgebung. Der „Vorwärts“ hatte kürzlich im Funkmikro die Berichterstattung des Berliner Senders über die große Reichsbannerkundgebung im Volkspark teilsiert. Der Rundfunkdienst hatte nämlich die Rundgebung der Republikaner nur mit einem Echo erwähnt, während am gleichen Abend ein sehr ausführlicher Bericht über den Koblenzer Stahlhelm gegeben worden war. Wie uns jetzt der Drohische Dienst, der die Verantwortung für diese Nachrichten trägt, nachweist, hat die Funkrundgebung durchaus korrekt gehandelt. Es werden nämlich grundsätzlich von allen Parteien und Verbänden nur Reichs- oder Landesversammlungen berücksichtigt. Der Koblenzer Stahlhelm aber war die diesjährige Reichstagung der Stahlhelmer.

Der Volksentscheid gegen die Autoritäten

Hindenburg hat keine Anziehungskraft — Die Katholiken laufen dem Zentrum davon — Die Auflockerung für die Politik des demokratischen Sozialismus

Wir haben gesehen, daß die Deutschnationalen und die Nazis zusammen jetzt ungefähr gleich so stark sind, wie sie zusammen im Mai 1924 waren, daß aber die beiden Parteien ihre Plätze fast vertauscht haben. Die gegenwärtige Stärke der Nazis entspricht ungefähr der damaligen Stärke der Deutschnationalen und umgekehrt. Nun sind die Deutschnationalen jetzt etwas anders als sie 1924 waren. Damals war es nicht eine radikal nationalsozialistische Partei, sie verstand es — vor allem mit ihrer hemmungslosen Aufwertungspropaganda — auch der sozialen Unzufriedenheit, ja ihrem Inhalt nach reaktionären, aber ihrer Erscheinungsform nach radikalen sozialen Bestrebungen politischen Ausdruck zu geben. Jetzt sind sie sozialreaktionär schlechthin und bleiben radikal nur in ihrem Nationalismus und ihrer Verneinung des demokratischen Staates. Während früher ihre radikale Verneinung wenigstens die Anfänge des Proletariats auch gegen die vorhandenen kapitalistischen Besitzverhältnisse aufwies, sind sie jetzt dem Kapitalismus mit seiner Besitzverteilung völlig verschrieben. Hugenberg will ja der Führer im Kampf des Besitzes gegen den Nichtbesitz, er will der Reiter der kapitalistischen Ordnung sein.

Die radikale Demagogie war für die Deutschnationalen nur ein Sprungbrett, um im Reichstage eine starke Vertretung der großagrarischen und großkapitalistischen Interessen zu schaffen.

Es ist offenbar, daß die nationalsozialistische Bewegung in vieler Beziehung eine ganz ähnliche Rolle spielt. Schon die Bekundungen der Bewegung zeigen davon, welche Ziele ihren Gründern und Führern vorzueben. Noch einmal ein Versuch, breite Schichten der Unzufriedenen durch radikale Demagogie mobil und den Interessen der kapitalistischen Ordnung dienstbar zu machen. Reibt dieser Ähnlichkeit tritt jedoch jetzt ein großer Unterschied in Erscheinung. Früher waren es alte konservative Kräfte, deren Führung sich die Bauern auf dem Lande und verschiedene Mittelschichten, aber auch Teile des Proletariats fügten. Es wurde damals noch der alte Weg gegangen, die Autorität der alten herrschenden Schichten beherrschte immer noch das Bewußtsein dieser Massen. Jetzt stürmen sie auf das Neue und räumen auf das gründlichste mit den alten Autoritäten auf. Nicht nur die alten Autoritäten werden gestürzt;

die Macht der Autorität und der Tradition als große gesellschaftliche Kräfte

wird als solche bei denjenigen Schichten erschüttert, die, wie die Bauern oder Mittelständler verschiedener Art, Gewerbetreibende, Beamte usw. immer am stärksten an das Uebelieferte (Tradition) und an die Herrschaft höherer Mächte oder höherer Schichten (Autorität) gebunden waren. Diese Entwicklung ist jetzt zum Ausdruck gekommen: darin besteht meines Erachtens die große Offenbarung vom 14. September. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, daß dieser Ausbruch

in erster Linie gegen den sozialen Aufstieg der Arbeiterschaft gerichtet

ist und eine große und akute Gefahr für die Demokratie darstellt. Um so mehr müssen wir die Größe der vollzogenen Umwälzung zu würdigen verstehen. Die kapitalistische Ordnung bleibt immer noch bestehen, sie wird aber nicht nur von dem sozialistischen Proletariat verneint und bekämpft, sondern ist auch für die breiten nicht- oder halbproletarischen Schichten kein Heiligtum mehr. In dem Bewußtsein eines großen Teiles dieser „Mittelschichten“ liegt schon

die alte Welt mit ihren Göttern und Götzen in Trümmern. Diese Götterdämmerung ist zum Teil Ergebnis der langwierigen Entwicklung, die jahrzehntelang vor sich ging; in ihrer gegenwärtigen Form und ihrem heutigen Ausmaß ist sie vor allem Folge der großen Revolution, als welche uns jetzt der Krieg, der Zusammenbruch und der Uebergang Deutschlands zur Demokratie in ihrer Gesamtwirkung erscheinen müssen. Die immer fortschreitende Zuspitzung der Klassengegensätze im Laufe der kapitalistischen Entwicklung und namentlich der Aufstieg der sozialistischen Arbeiterbewegung haben eine weitgehende Auflockerung der überlieferten Bindungen bewirkt. Diesen Prozeß kann man am besten an der

Abnahme des kirchlichen Einflusses in der Politik

verfolgen. In der katholischen Kirche kommt die Macht der Autorität am stärksten zur Geltung, und die katholische Kirche bleibt bis jetzt eine große politische Macht. Und trotzdem... Die katholischen Parteien scheinen durch den „Bergrutsch“ vom 14. September weniger getroffen zu sein als die übrigen alten Parteien. Um so stärker tritt in Erscheinung ihre allgemeine, in ihrer Richtung völlig einseitige Entwicklung. Die beiden Parteien, das Zentrum und die Bayerische Volkspartei, haben am 14. September zusammen 14,8 Proz. aller Stimmen erhalten. Nach der Volkszählung von 1925 gehören aber 32,6 Proz. der gesamten deutschen Bevölkerung zur katholischen Kirche. Möglicherweise, daß der Anteil der Katholiken an der Gesamtzahl der Wahlberechtigten etwas geringer war. Demgegenüber muß man aber auch berücksichtigen, daß für die katholischen Parteien auch eine Anzahl von Nichtkatholiken stimmte. Und diesmal geschah das in größerem Maße als je früher. Es steht auf jeden Fall fest, daß

höchstens die Hälfte der Katholiken, wahrscheinlich aber noch weniger, den katholischen Parteien treu

bleibt, und daß die große Mehrheit dieser Wählerschaft aus Frauen besteht. Wenn wir nun noch einmal zu der Verschiebung zurückkehren, welche die Krisenwahlen vom 14. September im Vergleich mit den Reichswahlen von 1924 auszeichnet, so sehen wir darin den unmittelbaren Ausdruck der Umwälzung, die sich seit dem Kriege vollzogen hat. Man hat vor den Wahlen so viel von der jungen Generation gesprochen, so viele Hoffnungen wurden auf die Jungwähler gesetzt. Es waren aber die Nationalsozialisten allein, deren Hoffnungen sich erfüllt haben. Am stärksten hat die Hoffnung auf eine junge konservative Generation getäuscht, auf der insbesondere Herr Brüning seine Politik aufgebaut hat. Die Wahlen haben gezeigt, daß eine solche junge Generation gar nicht vorhanden ist. Es war eine Illusion, einige nette und gutgebildete junge Leute aus besseren Familien, die in Träumen von der festgesetzten Ordnung und

der Wiederbelebung des alten adligen Führerideals die Rettung aus ihrer feilschen Verlassenheit suchten,

als die Vertreter der neuen Generation anzusehen. Diese jungen Leute, für die übrigens Herr Brüning schon nicht vornehm genug war und die lieber einen Grafen Westarp oder einen Reudell an der Spitze der konservativen Erneuerung sehen mochten, haben eine größere Rolle nur in manchen intellektuellen Kreisen gespielt, in welchen die Vertreter verschiedener Richtungen zusammenkamen, denen allen ihre Lebensfreudigkeit gemeinsam war. Die neue Generation, die in Massen vorhanden ist, dachte nicht daran, sich wieder ihre Führer aus den konservativen Kreisen zu holen, sie hat vielmehr den Bruch mit den alten Autoritäten

vollzogen. Erst jetzt stellt sich mit aller Deutlichkeit heraus, in welchem Maße

die Kontinuität der Entwicklung von Generation zu Generation durch Krieg und Revolution unterbrochen, ja zerrissen

wurde. Nicht einmal der geradezu sprichwörtlich gewordene Konservatismus der Bauern vermochte diesen Sturz der alten Autoritäten und des alten Autoritätsprinzips selbst zu überleben. Gewiß liegt die politische Zukunft der jungen Bauernschaft, die jetzt in Massen der Nazis folgt, noch im Dunklen. Eins steht aber nach der Niederlage der Deutschnationalen und des Landvolks auf dem Lande fest: Alle diese Reichslandbündler, die adligen Großagrarien und mit ihnen verbündeten „Großbauern“ sind für die neue Bauerngeneration keine „natürlichen“ Führer mehr. Bezeichnend ist auch das Schicksal eines Verluces, den Wahlausgang durch den monumentalen Druck der hohen Autorität zu beeinflussen. Die Parteien der Regierung Brüning wollten als ein Hindenburg-Block erscheinen. Und Herr Brüning selbst begie die Illusion, daß er sich und seiner Regierung eine starke Autorität verschafft, indem er betont, daß hinter ihm Hindenburg steht. Mag die persönliche Hochachtung des Reichspräsidenten bei vielen Wählern so stark gewesen sein, es stellte sich trotzdem am 14. September heraus, daß die persönliche Autorität von Hindenburg gar keine politische Kraft ist. Seine Schützlinge, Treubanner und Schiele, waren diejenigen, die am stärksten geschlagen wurden.

„Es tötet uns kein höheres Wesen“ —

diese Stimmung hat in hohem Maße den Wahlen vom 14. September ihre Gepräge gegeben. In diesem Sturz der alten Autoritäten, in diesem, gewiß in wilder Form zum Ausdruck gekommenen, Willen der breiten Schichten, aus eigener Kraft das Leben zu gestalten, liegt eine Hoffnung auf die Entwicklung des demokratischen Bewußtseins in breiten nichtproletarischen, namentlich bäuerlichen Schichten. Freilich unter der Voraussetzung, daß die Demagogie der Nationalsozialisten zu überwinden es unserer demokratisch-sozialistischen Kritik gelingt. G. Decker.

Körperkultur und Maschinenzeitalter.

Unter Maschinenzeitalter ist ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte, betonte Professor Fritz Giese in einem Vortrag, den er in der Suka-Klamt-Schule über „Körperkultur und Maschinenzeitalter“ hielt. Der Mensch steht in einer mechanisierten Umwelt, der sich keine Arbeitsleistungen anpassen müssen. Arbeitsintensität ist wichtigste Forderung. Statt des univariaten Menschen wird der Spezialist geübt. Für diese Entwicklung — der Vortragende ließ die Frage offen, ob er persönlich sie als Fortschritt oder als Deformation ansieht — ist Körperkultur durch den Tanz notwendig: zur Körper- und Geistesbildung wie als Körper- und Geistesausgleich. Nicht der geniale Tänzer, nicht der nach Persönlichkeitsausdruck strebende Jugendliche in der Pubertätszeit sind für die Bedeutung und Entwicklung dieser tänzerischen Körperkultur ausschlaggebend, sondern die Masse. Bei der Eröffnung dieses Abends hat o.oo Bücher-Klamt betont, daß diese Vortragstunde das Verständnis für die Notwendigkeit tänzerischer Körperbildung in die Allgemeinheit tragen sollte. Professor Giese sprach sachliche Darlegungen, die sich bewußt von jeder ästhetisierenden Betrachtung fern hielten, waren ein — hoffentlich sehr erfolgreicher — Vorstoß in diesem Sinn. S.-z.

Wetter für Berlin. Etwas milder bei langsamer Erwärmungszunahme mit leichten Winden aus östlicher Richtung. — Für Deutschland. Im Osten Fortdauer des beständigen Wetters. In Mitteldeutschland Bewölkungszunahme, im Westen dieselbe etwas Regen und mildere.

Verantwortl. für die Redaktion: Wolfgang Schwarz, Berlin; Anzeigen: Th. Glöck, Berlin; Verlags: Hermann Berlin G. m. b. H., Berlin; Druck: Hermann Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW 68, Lindenstraße 3. Blatt 1 Beilage.

ÖFEN
18 Monatsraten
Raddatz
Berlin, Leipziger Str. 12-13

Winter Garten
8.15 Uhr — Rauchen erlaubt
Tiffany Twins, Dora Kasan u. Nester, Prof. Paillos 5 singende Ladies, Brown u. LaHart usw.
Sonnabend u. Sonntag je 2 Vorstellungen 4 und 8³⁰ Uhr, 4 Uhr kleine Pr.

GROSS-SCHAUSPIELHAUS
Nur noch 3 Wochen!
Lustige Witwe
Hesterberg, Hansen, Arno, Schollwer, Jankuhn, Schaefer, Winkelstein, Dessl.
REGIE: CHABELL

Neues Theater
am Zoo
Am Bahnh. Zoo, Stgl. 6554
Täglich 8³⁰ Uhr
Lommel
in der Posse
Paul und Pauline
Rundfunkhörbar
halbe Preise.

Theater des Westens
Chbbg., Kantstr. 9,
Steinpl. 0931 8³⁰
Brest Litowsk
von Hans J. Rehfisch.
Sonntag 2³⁰ Uhr
Die Fledermaus
5 Uhr
Land des Lächels

Herrenkleiderfabrik
Berlin C 2, Spandauer Straße 7, part., an der Kaiser-Wilhelm-Str.
Verkauf unter Ausschaltung des Zwischenhandels direkt an den Konsumenten
Drei Beispiele:
Wintermäntel, schwere Ware 30.— M., blaue Kammgarn-Anzüge, rein Kammgarn 48.— M., Anzüge und Mäntel nach Maßgabe aus reinwillenen haltbaren Stoffen 75.— M.
Großes Stofflager, Jünglings- und Knabenbekleidung gleichfalls zu Engros-Preisen. Unverbindlicher Lagerbesuch erbeten.

Theater, Lichtspiele usw.

Irene Triesch
in der
„Braut von Messina“
im
ROSE-Theater

Carow's Lachbühne
eröffnet am
Donnerstag,
16. Okt.

Berliner Theater
Dönh. 625, 626.
Täglich 8 Uhr
Alexander Moissi
in
„Der Idiot“
v. Dostojewskij.
Sonntag nachm. 4 Uhr
Vollvorstellung
Der Vater aus Dingsda
Operette. Preise 0.50-3.—

Deutsches Künstler-Theat.
Tel. Barbisstr. 3937
8³⁰ Uhr
Jim und Jill
Operette v. Vivian Ellis
3.30 Stgl. 12. Oktbr.
Uhr Jim und Jill
in Prem.-Bes. zu halben Preisen.

Theater i. d. Behrenstr. 53-54
Direktion: Ralph Arthur Roberts
Das häßliche Mädchen
Operette v. Gilbert
Englisch — Roberts — Riemann.
6³⁰ Uhr CASINO-THEATER
Lothringer Straße 37.
Für unsere Leser:
Gutschein 1-4 Personen. Fauteuil 1,25 M., Sessel 1,75 M., Parkett 0,75 M. Rang 0,60 M.
Nur vom 1. bis 31. Oktober 1930
Der Schlager aller Possen!
Hurrah, ein Junge!
und ein erstkl. buntes Programm.

Sonnab., 11. 10.
Staats-Oper
Unter d. Linden
A.-V. 41
19 Uhr
Erstaufführung!
Fürst Igor
Ende 23 Uhr

Sonnab., 11. 10.
Städt. Oper
Bismarckstr.
Turnus III
19 Uhr
Lohengrin
Ende 23³⁰ Uhr

Volksbühne
Theater am Bülowplatz.
Täglich 8 Uhr
Die Weber
v. G. Hauptmann
Regie: K. H. Martin.
Staatl. Schiller-Th.
8 Uhr
Der Traum ein Leben

Kammerspiele
8³⁰ Uhr
Elga
von Gerhart Hauptmann.
Regie: Gustav Hartung.
Die Komödie
8³⁰ Uhr
Der Schwierige
von Reg. von Schwanitz.
Regie: Max Reinhardt.

Renaissance-Theater
Steinplatz 6780.
9³⁰ Uhr
Letzte Aufführung!
Die
Wunder-Bar
Revuestück

Reichshallen-Theater
Abends 8³⁰ Sonntag nachm. 3³⁰
Stettiner Sänger
Das wundervolle Oktober-Programm.
Nachm. ermäßigte Preise!
Tel. Zentrum 112 53.
Dönhoff - Brettl
Varieté • Tanz. Kapelle Hans Sixtus

Sonnab., 11. 10.
Staats-Oper
Am Platz der Republik.
154. V. B.
20 Uhr
Fledermaus
Delfant. Karnermarkt
Ende 23 Uhr

ROSE-Theater
Große Frankfurter Str. 152
(Billettkasse: Alex 3422 u. 3484)
Nur noch 8 Tage!
Heute wie nächsten Sonntag
3 Vorstellungen, und zwar um
2.30 U., 9 U. (Irene Triesch),
um 8.45 U. (Dreie Nebelung).
Wochentags 8.15 U., Sonn-
abends 7 Uhr (Triesch) und
10.15 Uhr (Nebelung).
Kassenspreise von 50 Pf. bis 3.— M.
Garderobe u. Programm je 25 Pf.

Berliner Theater
Dönh. 625, 626.
Täglich 8 Uhr
Alexander Moissi
in
„Der Idiot“
v. Dostojewskij.
Sonntag nachm. 4 Uhr
Vollvorstellung
Der Vater aus Dingsda
Operette. Preise 0.50-3.—

Rose - Theater
Gr. Frankfurter Str. 152
Tel. Alex 3422 u. 3494
8.15 Uhr
Braut v. Messina
mit Irene Triesch
als Isabella.

CIRCUS BUSCH
VARIETE
Tägl. 2 Vorst. — Tel. Waisenhaus 30 10
Sonntg. 3 Vorst.: 2³⁰ 5. u. 8³⁰ Uhr
nachm. 4³⁰ Uhr 30 Pf. — 1.50 Mk.
abends 8³⁰ Uhr 30 Pf. — 3.— Mk.
Bei diesen Preisen:
Die ganze Familie
in den Circus !!
Das phänomenale Oktober-Prog.
14 der besten
Circus- u. Varietéschiag.

PLAZA
Tägl. 5 u. 8³⁰
Sonnt. 2, 5 u. 8³⁰
Alex. E 4 8098
Bella Siris
die nordische Schönheit
in ihren Demonstrationen
„Wie bleibe ich jung,
schlank und elastisch?“ usw.

Jeden Mittwoch 8 Uhr:
„Hänsel und Gretel“
Jeden Sonnabend 4.15 Uhr:
„Dornröschen“
Preise von 30 Pf. bis 1.50 M.
Bilgiger Vorverkauf von 11
bis 1 U. vorm. u. 4-9 U. abds.
Berliner Ulk-Trio
Neukölln, Lahnstr. 74/74a

Kleines Theat.
Merkur 1621
Täglich 8³⁰ Uhr
Max Adalbert
in
Müllers

Lustspielhaus
Dir.: Hans Lipschitz
Täglich 8³⁰ Uhr
Meine Schwester und ich
Musik von Benatzky
Lory Leuz,
Kurt von Möllendor
Sonntag 5 Uhr
Meine Schwester und ich
Theater am Schillbaurdamm
8 Uhr
Jud Süß!
mit
Ernst Deutsch.
Inszenierung:
Leopold Jeher.
Sonntag vorm. 11³⁰
Toller Halbes
Vorlesung aus eigen-
nen Werken.

Barnowsky - Bühnen
Theater in der
Strossemannstr.
Täglich 8³⁰ Uhr
Sturm im Wasserglas
Komödie von Frank.
Komödienhaus
8³⁰ Täglich 8³⁰
Konto X
von Bernauer und
Dostojewskij

WASSERLAND
Das preiswerteste
**Vergnügungs-
Restaurant
Berlins**
BETRIEB
KEMPINSKI

Irrgarten der Mode

Gedanken und Erlebnisse in einer Schneiderwerkstätte

Zwei Welten durch eine Wand getrennt.

Das Geschäft war längst geschlossen, aber die Geschäftsräume atmeten nur um so intensiver die Atmosphäre der kleinen Geschehnisse aus, wie sie sich Tag um Tag hier abspielten: und die sind in Wirklichkeit gar nicht so klein und bedeutungslos, sondern reichen tief hinab bis an die Wurzel der menschlichen Tragikomödie.

Thea hatte mir einen Sessel freigemacht, an der Wand, welche eine Scheidewand zwischen zwei Räumen, nein zwei Welten ist — da sah ich nun, des Inhabers harrend und blickte abwechselnd im Kunden salon umher, in dem alles holder Schein ist, und, durch einen offenen Türspalt, in den Arbeitsraum, in dem alles zweckmäßige Wirklichkeit ist. Niemand, außer dem Meister, wird wohl tagsüber diese Tür öffnen, so daß sie gar kaum miteinander in Berührung kommen: die müßigen Modedamen, die die Kleider bestellen und die emsigen Arbeiterinnen, die sie anfertigen.

Die Arbeiterinnen kennen nicht die Personen, nur ihre Maße (dies Stück ist für eine kleine Dame, jenes für eine große Hager). . . aber sie arbeiten mit Liebe und Hingabe an einer fremden Eleganz, an der sie kaum Anteil haben, denn ich sah sie schon, Frauen und Mädchen aus dem Volk, in alten Jacken und irgendwelchen Röcken auf die Straße treten.

Und die vornehmen Kundinnen interessiert alles eher als die Arbeit, die 1000 feinen Stücke der Nadelnäherinnen, die plastische Modellierungskunst der Plättelkünstlerinnen, passen muß das Stück und vor allem wirken, und sie fragen sich oft nicht einmal, ob ihre Person darin wirkt und ob es passend für sie sei, es zu tragen!

Was ist der Herbst?

Sie glauben wohl eine Jahreszeit, aber das ist ein großer Irrtum. Jedes Bild, jedes Kleidungsstück, sowie die vielen im Kunden salon ausgelegten Mustertafelkollagen gaben einen überwältigenden Beweis, daß der Herbst eine Mode ist: „Herbst 1930“: Zu hochwichtigen Modeinnovationen: „Kreationen“ gibt die Jahreszeit nur den unbedeutenden äußeren Anlaß. Daß die Blätter fallen, ist eine von wenigen übriggebliebenen Poeten besungene Nebenerscheinung, aber daß jetzt Tweed modern ist, weiß jedes Kind — am Kurfürstendamm wenigstens. Tweed und Tweed: bunt, weißgelblich, porros, aus England stammend (gemütliche Menschen behaupten, daß Tweed auch in Kottbus fabriziert wird, was einer Modedame die Freude am Tweed nimmt) . . . und Varier Schwarz mit schön klingenden Namen und ebenfalls unsicherer Herkunft: die reichen Herren mögen Sorge tragen, daß die Kleinteile für ihre Damen beschaffbar sind (ach was, Wirtschaftskrise!), nebst der Hauptsache, an die man schon jetzt denkt (Donnerwetter!) den Pelz!

Der Sobrel der Pelztiere!

Wir war, als hörte ich ihn. Ich trat in den Arbeitsraum, wo auf einem riesenhaften Sezierisch das mitten zeitweilig geschaltene schwarzglänzende Fell eines armen Tieres lag. Cines? Welcher Irrtum, das bemerkte ich beim Umwenden an den Ledernähten! Zwei, drei Dugend — 36 perische Mutterkäse waren abgeschlachtet worden, damit eine Menschenmutter sich aus dem Fell der 36 Embryos einen besonders schön schillernden und eingetauchten Breitschwanz-Pelz anfertigen lassen konnte, der wohl an die 10000 Mark kostet und Gegenstand des Reides vieler weniger „glücklichen“ Menschenmütter sein wird, die mit einem gewöhnlichen 2000 Mark Persianer herumlaufen müssen oder gar mit einem Sealskin, dem man es nicht ansehen kann, ob er ein „electric seal“ ist, von elektrisch geflochtenen belgischen Kaninchenfellen oder echt, und an dem eine Modedame also auch keine rechte Freude hat.

Nery-Rutlan — Fee — Bijan — Chindilla: zittert ihr Tiere kalter Wälder und hoher Steinfelder und Sümpfe — von Sibirien bis Bolivien stellt man euch nach und zieht euch die Haut ab, um aus eurer natürlichen Hülle die unnatürliche Umhüllung von „modernen“ Damen zu fertigen, der ihr gepöbert werdet und die nicht selten ihren Anstand und ihre Ehre dafür preisgeben.

Wodurch läßt sich dieses Warden von zumeist edlen, in einsamer Wildnis lebenden Tieren rechtfertigen — notwendiger Kälteschutz? Sind nicht sommerliche Pelzverbrämungen jetzt die große Mode, eben weil sie paradox sind, vernunftwidrig, und trägt man nicht doch oben im weichen Sits-Maria und St. Marij tagsüber wollene Winterportkostüme statt Pelz, weil es die Mode da einmal verlangt, vernünftig zu sein? Warum ist Wolle in der Stadt unmodern? Nur weil sie zu „gemein“ billig ist?! Ein Chindilla-Pelz kostet 180000 Mark. Daher ist es das Feinste vom Feinsten, dieses graumelierte, downenweich-warme Fell zu tragen. Eine Kundin erzählte mir einmal der Meister wollte unbedingt einen Chindilla-Pelz haben, obwohl kein Stückchen Fell in ganz Deutschland anzutreiben war — als sich aber nur das (falsche) Gerücht verbreitete, Bolivien gäbe die Chindillajagd wieder frei, verzichtete sie sofort.

Die Schäden der Modeindustrie

Wie kann man gegen das größte unrationelle Element im Volkseleben, genannt Mode, wirkungsvoll ankämpfen? Viele der edelsten Vogelgattungen hat man nahezu ausgerottet und unzählige Menschen haben auf Tropenjagden den Tod gefunden — dann wurden plötzlich Federhüte als unmodern erklärt. Statt Pelz- oder Federhüte genügt heute ein (schiefgelegtes) kleines Haarfilzstückchen, so daß ein kleines eigenwilliges Köpfchen über einer Stadtmauer von Pelztrogen gerade noch knapp hervorsticht. Wozu dann noch diese Kragen und die teddybärartige Umhüllung (von der man oft nicht weiß, umschließt sie Großmutter, Mutter oder Kind) . . . ? Weil sie wertvoll ist (das Wertvollste oft an einer gemü- und geistlosen Person)? Oder das einzige, was unbedingt aus dem Konkurs des Mannes zu retten ist: der Pelz der Frau?

Man muß nicht so sehr gegen die Mode als gegen das kapitalistische Element in der Mode, die Modeindustrie ankämpfen. Sie propagiert die Irrationale, das Unvernünftige, was für sie rational, d. h. gewinnbringend ist. Trage das Teuerste (für die Modeindustrie profitabelste) und du bist modern.

Nein!!! Es muß heißen: trage das Zweckmäßigste und du bist gut gekleidet. Eine frische Leinwand wirkt schöner in der prallen Sommer Sonne als die teuerste Seide. Das Pelztrogen ist

ein Ueberrest von Barbarei. Ueber dem eine Atmosphäre von prophethaftem Koffeintum schwebt.

Wir verfallen wieder in rückständige Modetorheiten aller Art, nachdem die Emanzipation der Frau schon ihr äußeres Gepräge gefunden hatte. Eine ungeheure Welle sinnbetörenden Luxusbedürfnisses schlägt über der Frauenvelt vom Norden her bis nach Innerafrika, bis nach Hinteraustralien zusammen. Weil man's nicht hat (weil die Wirtschaftskrise unüberwindlich ist) will man justament gerade zeigen (in gewissen Kreisen), daß man es dennoch hat. Die Frau kleidet sich nicht mehr: sie wird gekleidet. Sie tut, was immer befreit, freiert wird.

Weder fromme Predigten noch Streitschriften können gegen die Modediktatur etwas ausrichten — die einzige Waffe, der sie weicht, ist die Gächlichkeit, mit der man solche Auswüchse überhäufen mußte. Wenn wir zu lachen anfangen, würden diese Modegötze bald verschwinden. Aber gerade wir Deutsche stehen und gaffen bewundernd.

Der große und der kleine Mann

Frisch und einfach gekleidet, frisch von Thüringen gekommen und erfrischt auf die Modepuppen wirkend, — tritt die Stütze Thea ein, ein Teebrett in der Hand, und hinter ihr steht, o Himmel,

der Herr des Hauses: Klein-Boiret. Er hatte sich noch zu später Stunde Geld besorgen müssen, denn sie zahlen nicht, gerade die anspruchsvollsten von diesen Modedamen. Das letzte, womit sie sich besaßen, ist der Preis und das allerletzte die Begleichung der Rechnung.

Es ist eine Wonne, in einem Arbeitsraum einen Imbiß zu nehmen, wo alles Zweck ist, wo wie in einem anderen Märchen alle Gegenstände reden und die interessantesten Geschichten erzählen, die verstreuten Nadeln und Schnipseln, die Spulenschachteln und Papierschnitte an der fahlen Wand, die Kleiderstücken und Kleiderstücke. Aber der Meister findet keine Ruhe. Er wirft einen erst gestern telegraphisch bestellten, soeben per Luftpost eingetroffenen englischen Stoff, den ich mich kaum zu berühren getraue, mit Buch auf den Tisch und schneidet mit der großen Schere — ritisch ritisch — den Rücken einer hochwohlgebarrenen Gnädigen heraus.

Ich sehe ihn an, den kleinen, eleganten Herrn vom Stammtisch, jetzt wächst er vor meinen Augen, er streift den Herrn ab und wird Handwerker. Er streift den Handwerker ab und wird Künstler. Klein-Boiret wächst über mich hinaus, zur Decke, zum Himmel empor: kann ich ihn da eigentlich noch bitten, meine stark ramponierte Hase mit einer neuen Bügelstange zu versehen, was der ursprüngliche Zweck meines Besuches war? Unmöglich! Heinrich Hemmer.

Buch

Eine Berliner Entdeckungsreise

Man kennt den Namen dieses Groß-Berliner Vororts von den Versorgungsanstalten her, die der Stadtbaurat Hoffmann dort errichtet hat, und von einem Irrenhaus. Orte, die eine Irrenanstalt beherbergen, haben immer einen unangenehmen Beigeschmack: wenn man erzählt, man wolle einen Ausflug nach Buch machen, wird man in den meisten Fällen ausgelacht. „Wenn sie dich nur nicht dort behalten“, bekommt man zu hören, oder: „Na, da poßt du ja hin.“

Aber der Fall ist gar nicht lächerlich. Wie so manches ehemalige Dorf an der Peripherie der preußischen Hauptstadt — wie etwa Tegel oder Friedrichsfelde oder Köpenick —, hat Buch seine eigene interessante Geschichte und als deren lebendige Ueberbleibsel Schloß und Kirche aus dem 18. Jahrhundert. Die Anlage des Dorfes selbst, mit einstöckigen Häusern und Scheunen, die aus Fachwerk bestehen und mit Stroh gedeckt sind, gruppiert um eine einzige Gasse, die sich in der Mitte zu dem mit Linden bestandenen Dorfanger erweitert, einem Mittelstück zwischen Straße und Platz, hat sich samt dem ebenfalls einstöckigen, im Empirestil gehaltenen Dorfkrug oder „Schloßkrug“ köstlich erhalten. Die Karower Chaussee, die vom nördlichen Berlin herkommt und ebenfalls mit schönen alten Bäumen bepflanzt ist, mündet auf das einfache, aber hübsch geschweifte Portal zum Schloßgarten. Dahinter lugt aus Bäumen hervor das Herrenhaus, daneben steht, durch einen schmalen Friedhof von der Straße getrennt und etwas erhöht, die Kirche.

Das Schloß selbst bietet wenig Bemerkenswertes. Es muß durch Umbau im 19. Jahrhundert, der das gemütliche Mansardendach und die vorspringenden Flügel entfernt hat, gelitten haben. Es sieht nicht mehr schlicht aus, wie die meisten märkischen Güter, sondern lobt und nückert. Die Stadt Berlin, die es dem früheren Besitzer von Buch abgekauft hat, gibt jedermann den Eintritt in den Park frei. Dieser Park aber ist im Gegensatz zum Schloß ausgezeichnet erhalten. Es stehen wahre Prachtempfane von alten Eichen, Linden und Buchen darin, und ein stiller Weiher mit Schwänen belebt ihn. Das ist der englische Teil des Gartens, dem eine Art Wasserlöcherchen, eine spielerische Ritterburg aus rotem Backstein, die romanische Note gibt.

Dieses pseudogotische Schloßchen indessen ist nur ein, freilich recht unorganisches Anhängsel an den Barockbau einer bescheidenen Orangerie am Rande eines mit fugeförmig beschnittenen Bäumchen und gestutzten Hecken streng architektonisch geformten viereckigen Vorplatzes. Mit ihm betreten wir den inneren Bezirk, der, in näherer Umgebung des Herrenhauses, französisch stilisiert ist. Hier gibt es noch gerade Alleen und genau abgezeichnete Plätze mit Sandsteinplatten am Rande. Die schönsten von diesen Alleen, so dicht bewachsen, daß kaum ein Sonnenstrahl hindurchdringt, führt unmittelbar vor dem Schloß auf die Kirche zu: das Barockrezept der streng betonten Achse, der Symmetrie auch in der scheinbar wildwachsenden Natur.

Diese Kirche aber ist ein höchst merkwürdiges, ein fast überbarodes Bauwerk. An ihr ist das Streben nach Symmetrie auf die Spitze getrieben. Die Ansicht von der Parkseite entspricht genau der von der Straße. Bergwärts sucht man das Langhaus, das man stets auf der anderen Seite vermutet. Dieses Langhaus gibt es nicht: die Kirche besteht eigentlich nur aus einem Turm. Ein achtseitiges Kuppelraum mit dem griechischen, d. h. gleichschenkeligen Kreuz als Grundriß wird von einer Pyramide bekrönt. Man ist überrascht, in einem so bescheidenen Dörfchen eine reiche, fast theatralische Architektur zu finden. Reich geschmückte Säulen und Pilaster dienen als Träger, auf dem Unterbau stehen als Bekrönung die wildgeschwungenen Statuen der vier Evangelisten, auf jeder Seite zwei, zwischen Urnen. Die architektonische Wirkung wird gehoben durch den kräftig roten Farbenton. Erst bei genauerem Hinsehen entdeckt man den frommen Schwindel: unter der roten Lärche steht gewöhnlicher Backstein, und die Turmpyramide, die an den schönsten Kirchturm Berlins, den der Parochialkirche in der Klosterstraße, erinnert, ist gar nur aus Holz.

Für den Mangel an Materialschtheit entschädigt die Innenausstattung. Gerade hier ist die Materialbehandlung muster-gültig. An den Wänden hängen sich Stukaturen hinauf von der etwas schwerfälligen Formenprache des älteren Barockstils; die

Kuppel selber setzt sich von dem quadratischen Raum mit den abgerundeten Ecken deutlich ab durch ein stark vorspringendes Gesims — ein bestes Mittel, um die Höhenwirkung zu steigern. Aber das beste sind die Holzschmuckereien an Kanzel, Altarisch, Herrschaftsloge und Orgelbrüstung. Es dürften zwei verschiedene Hände daran gearbeitet haben: die kühn, fast wild ausladenden Profile der Kanzel und des Altars heben sich deutlich ab von den jarten Reliefs der Füllungen unterhalb der schmucken alten Orgel und an jener mit Glas verkleideten Empore, die sich wie eine Theaterloge vorwölbt. Diese Eichenholzschmuckereien haben etwas von der Grazie der verfallenen Zimmer, die man in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der „Régence“-Zeit für die Pariser Kuppelplätze anfertigte.

Neben dem Altar und der Kanzel darüber führen Stufen zu einem erhöhten Raum, in dessen Hintergrund ein überaus prunkvolles und doch zierliches Grabmal an die Wand gelehnt ist. Man hat es sich etwas kosten lassen: die Inschrifttafel mit der lateinischen Grabchrift besteht aus schwarzem und weißem Marmor. Reicher figürlicher Schmuck umgibt diese Tafel, die das Brustbild des Berewigten, eines Freiherrn von Biera, eines Staatsministers unter Friedrich Wilhelm I., trönt. Da sind zwei Putten, eine weinende und eine, die mit einem Palmwedel herangezogen kommt und mit diesem Sinnbild des Ruhens den mühsam herauskletternden Senfmann, Vater Chronos, wegweicht. Auf der anderen Seite steht, schon mit einem Anflug klassizistischer Strenge, eine weibliche Gestalt: die Wahrheit, die mit einer Laterne in das Dunkel leuchtet und die abgerissene Maske in der Hand hält, das Symbol der Befreiung. Der beste Berliner Bildhauer jeder Zeit, der sich an Knobelsdorffs Werkstatt in Potsdam verewigt hat, Glume, ist der Schöpfer dieses Denkmals gewesen. Die Kirche selbst hat Adam von Biera in den Jahren 1731 bis 1736 durch Friedrich Wilhelm Dietrich erbauen lassen, Bauminister der Kurmark, der die böhmische Kirche in der Mauerstraße und das Ephraimische Palais am Wolkenmarkt errichtet hat. Dietrichs, ein geborener Hannoveraner, hat auch in Sanssouci unter Knobelsdorff gearbeitet.

Die Gruft, die unter der Erhöhung des Fußbodens liegt, ist älter als diese Kirche. Fontane hat sie besucht und die Mumien darin „weiß, wenig eingedörrt“ und von einer „gewissen Elastizität von Haut und Fleisch“ gefunden. In einer Kammer ruhen 14 Angehörige der Familie Biera, 7 der von Boh, als letzter der reaktionäre Ministerpräsident Karl Friedrich von Boh, der 1823 gestorben ist, und in der zweiten Kammer für sich der Geheimhe Kriegsrat, Generalwachtmeister und Oberstallmeister von Böll-nitz, der Großvater jenes berühmten Abenteurers, der am Hofe Friedrichs des Großen Zeremonienmeister gewesen ist: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß; diewertigant beim Essen — her-nach einsperren!“

Diesen alten Böllnitz rissen die Franzosen im Jahre 1806, nach der Schlacht bei Jena, aus seinem Grab und stellten ihn in seinem mit Silbergeschuppen behäuten Domino aufrecht an die Wand. Er fiel um und brach im Tode noch das Kniebein. In der Nachbarschaft, in Campelh, soll ihnen dieser kriegerische Scherz schlecht bekommen sein. Der Freiherr von Kalbuh, den sie aus der Gruft zerrten, verlor, weil sein Arm in Schwingung geriet, einem der scherzhaft aufgelegten Herzen eine gewaltige Dreiecke, an der dieser vor Schreck gestorben sein soll.

Abseits von ihren Familienangehörigen, unter der Kuppel der Kirche, hat man Julie von Boh beigelegt, die als „Gräfin Ingenhem“ im Jahre 1787 dem biden und ewig liebedürftigen Friedrich Wilhelm II. durch Johann Friedrich Zöllner, Diakon von St. Marien, „zur linken Hand“ angetraut worden war — ein pilantier Fall von kirchlich gefegener Bigamie! — und zwei Jahre später, erst dreißigjährig, an der Geburt eines Sohnes gestorben ist. Julie von Boh hat an einer schönen Stelle im Schloßpark ein ergreifendes Denkmal bekommen: das sie in lateinischer Sprache „die beste Schwester“ und „die Freundin des Vaterlandes“ nennt, ohne ihren Namen zu verraten. Der Dienst, den sie dem „Vaterlande“ erwies, bestand darin, daß sie die berüchtigte Rieg, Gräfin Lichtenau, verdrängen sollte und zu diesem Zweck von ihrem eigenen Bruder an den König verpöppelt wurde.

So gibt selbst dieses kleine, wenig beachtete Buch wertvolle historische Aufschlüsse. Hermann Hieber.

ELDORADO DUNDELWALD

VON
L.S. WOLFF

Copyright 1930 by „Der Bücherkreis G. m. b. H.“, Berlin SW 61.
(3. Fortsetzung)

3. Kapitel

Silindu ging nach Rumburupitina und kam mit dem Waffenschein und etwas Korn zurück. Dennoch wurde sein Leben immer schwerer. Unmerklich und in tausend Kleinigkeiten arbeitete die Feindschaft des Dorfältesten gegen ihn. Silindu suchte niemals bei seiner Umgebung nach Motiven und Absichten, und Babehami hatte immer eine Ausrade bei der Hand, wenn er ein Darlehen verweigern oder auf einer Zahlung bestehen wollte. Er merkte gar nicht, daß Babehami ihn nicht leiden konnte und daß darauf viele Schwierigkeiten in seinem Leben zurückzuführen waren.

Ein gutes Beispiel dafür, wie der Dorfälteste gegen ihn vorging, bot die Einziehung der Kopfsteuer. Jeder Dörfler mußte eine Kopfsteuer von drei Schilling bezahlen oder Dienste beim Wegebau leisten, eine Arbeit, die für ihn als die größte aller Plagen galt. Es war immer üblich gewesen, daß Babehami die Kopfsteuer für das ganze Dorf bezahlte und sich dann zur Ernte die Ausrüstungen, natürlich mit schweren Zinsen, zurückerstattete. Nach Dinghams Tode fand Silindu aber jedesmal, wenn die Zeit, die Kopfsteuer zu bezahlen, herankam, daß Babehamis Kasse leer war, und da er selbst nie Geld hatte, mußte er auf der Landstraße arbeiten.

Mit den Jahren wurde er immer verdrossener, schwermüher und trüger. Er fühlte, daß eine unsichtbare, rätselhafte Macht ihm dauernd im Wege war. Um ihr auszuweichen oder um sie wenigstens zu vergessen, lief er davon. Für viele Tage verschwand er dann im Dschungel, wo er von wilden Früchten, Wurzeln und der Zufallsbeute lebte, die vor seiner Flinte fiel. Er sprach nur noch mit Pundi Renita und Hinahami. Für sie hatte er nie ein hartes Wort, und er lehrte selten in die Hütte zurück, ohne ihnen eine Dschungelreife oder eine Wade wilden Honigs mitzubringen.

Mit der Zeit schien es den Dörflern, als lagere ein Schatten über der Hütte der „Beddaha“, wie sie im Scherz genannt wurden.

Silindus Eigenheiten und die Feindschaft des Dorfältesten erschweren den Umgang mit ihm, und so wuchsen Hinahami und Pundi Renita ganz abseits vom täglichen Leben des Dorfes auf. Die Selbstheit und Wildheit des Vaters hing auch ihnen an; sie wurden, wie die anderen Frauen sagten, im Dschungel und nicht im Dorf groß. Aber zu diesen Jüngen gefellte sich eine Geradheit der Gesinnung und der Sprache, die auf mancherlei Weise, am stärksten in ihrer Liebe zu Silindu und zueinander zum Ausdruck kam.

Ihr Leben war noch härter als das der anderen Frauen im Dorf. Mit den Jahren wurden sie immer häufiger von der Furcht vor dem Hunger heimgesucht. Wenn Silindu unterwegs war, mußten sie oft von Früchten, Wurzeln und Kräutern leben, die sie sich im Dschungel suchten. Während der Chenezzeit arbeiteten sie wie die Männer und Burchen in den Feldern. Sie schlugen das Gestrüpp nieder und verbrannten es; sie reinigten den Boden und streuten die Saat aus; sie lagen die Nächte hindurch in den einsamen Wachbütten, um die Hirsche und Wildschweine zu verjagen, die in die Felder einbrachen.

Als sie fünfzehn Jahre alt waren, zog Babun Appu, der Bruder Rambahamis, in das Haus seines Schwagers, des Dorfältesten. Er hatte vorher mit seinem Vater, einem zahm- und hirscheisenden Greise, zusammen gewohnt. Als der alte Mann starb, gab er die Hütte auf, und damit fiel die Zahl der Feuerstellen im Dorfe auf acht.

Babun war damals einundzwanzig Jahre alt. Für einen Eingelassenen war er groß, breitschultrig und derbknochig. Seine Hautfarbe war tiefbraun, sein Gesicht oval mit plattlicher Nase und vollen sinnlichen Lippen. Er hatte ausnehmend männliche und offene Züge, denen aber doch gelegentlich die braunen, mandelförmigen Augen etwas Träumerisches und Weibliches gaben. Die Mischung von Männlichem und Weiblichem wurde noch durch das lange Haar betont, das er, wie die anderen Dörfler, im Nacken zu einem Knoten geflochten trug. Er war bekannt für seine Stärke, seine Energie und seine Gutmütigkeit. Die Denkwiese der meisten Dörfler ist gewunden und nichttrauisch, Babun aber war für seine Geradheit bekannt. Man sagte im Dorfe von ihm, „Babun könnte kein Kind betrügen, aber ein unmündiges Kind könnte Babun hinter den Rücken führen“.

Zwei Jahre hatte Babun als Silindus Nachbar gelebt, ohne mehr als hier und da ein paar Worte mit Pundi Renita zu wechseln. Unmäßig begann aber ihre Gegenwart ihn seltsam zu bewegen. Seine Lippen öffneten sich, und er atmete tiefer und schneller, wenn er sie im Hofe beobachtete. Seine Augen hingten an den schwellenden Brüsten und an der goldbraunen Haut, die sich an den Hüften in sanfte Falten legte, wenn sie sich bückte, um etwas aufzuheben.

Eines Nachts hatte Pundi Renita auf der Chena ihres Vaters gewacht, die einjam drei Meilen vom Dorf im Dschungel lag. Als es hell wurde, machte sie sich auf den Heimweg.

Es hatte in der Nacht geregnet, und im Dschungel war es kühl und grün; auf allen lag die Frische, welche die Regen für eine, ach, so kurze Zeit bringen. Der Dschungel stand golden im Schmelz der großen Blütentrauben der Kaffia, an diesen Sträußern prangten die weißen Sterne der Karamublüte, und überall lagen große Farbsiede von weissem und lila Kettan. Kreischend schwangen sich graue Affen von Ast zu Ast; der Dschungel war erfüllt von dem Krähen der wilden Hähne und dem Geschrei der Pfauen. Aus der Ferne kam das Trompeten einer Elefantenherde.

Als Pundi Renita an einem Gebüsch vorbeikam, hörte sie, wie Geweihe laut aufeinanderprallten. Sie spähte vorsichtig durch die Zweige. Da standen zwei Hirsche, die Stangen gegeneinander gestemmt und auf und nieder, vorwärts und rückwärts, schnaubend, leuchtend kämpften sie um das Schmalter, das ruhig stehend in der Höhe stand. Pundi Renita schritt vorsichtig näher, bis das Schmalter unruhig wurde und scharf nach dem Strauche äugte. hinter dem das Mädchen lauerte. Es näherte sich langsam dem Gebüsch; von Zeit zu Zeit stampfte es ärgerlich auf und stieß einen Warnungsruf aus. Aber die Hirsche hörten nichts; kreuz und quer ging der Kampf über die Lichtung. Pundi Renita lachte, als sie sich zum Gehen wandte. „Fürchte dich nicht, Schwester“, sagte sie,

„es ist kein Leopard, der auf dich lauert. Kämpf weiter, Brüder, der Preis ist lochend genug.“

Pundi Renita ging langsam den Pfad hinab. Bewegt durch das brausende Leben um sie her, kreiste das Blut schneller in ihren Adern. Durch den Dschungel dröhnte das Röhren eines Samburhirsches, ein furchtbarer Schrei der Begierde. Das Mädchen, das ihn schon Hunderte von Malen gehört hatte, ohne je etwas dabei zu empfinden, fuhr zusammen. Ein Gefühl der Unsicherheit beschlich sie. Plötzlich blieb sie stehen; dreißig Schritte vor ihr bewegte sich etwas neben dem Pfade im Gebüsch.

Sie jütlerte, als Babun aus dem Dschungel trat und auf sie zuging. Er hatte sehr blaue Augen, die Zähne leuchteten weiß zwischen den geöffneten Lippen; die langen schwarzen Haare auf seiner Brust glüherten von Schweiß. Er blieb vor ihr stehen.

„Pundi Renita“, sagte er, „ich wollte zu dir.“

„Ahh!“ antwortete sie, „wie du mich erschreckt hast. Ich hielt dich für einen Teufel, der hinter dem Strauche auf mich lauerte. Als wir noch ganz Klein waren, warnte mein Vater uns schon vor den Teufeln, die aus dem Gebüsch über uns herfallen könnten.“

„Ich wollte zu dir. Komm von dem Pfade fort in das Dickicht. Ich konnte die Nacht nicht schlafen, weil ich immer an dich denken mußte. Deshalb bin ich ganz früh herausgekommen, um dich auf dem Heimwege zu treffen. Ich schlafe nicht mehr, Pundi Renita, weil ich an dich denken muß. Ich sehe dich ja immer im Hofe und am Teiche, — deine schöne Haut und deine kleinen Brüste. Fürchte dich nicht, ich tue dir nichts, Pundi Renita; aber komm, komm schnell aus dem Pfad.“

Freude und Angst, ein neues Gefühl der Erregung erfaßten das Mädchen, als Babun sich vorwärtsbeugte, um ihre Hand zu fassen. Sie hatte ein großes Verlangen, vor ihm zu stehen, und zu gleicher Zeit, von ihm gefangen zu werden. Sie stand mit niedergeschlagenen Augen da, bis seine Finger ihre Haut berührten, dann wandte sie sich mit einem leisen Schrei um und rannte den Pfad hinab. Im Laufe hörte sie ihn ganz dicht hinter sich leuchten, und als sie einmal einen Blick über die Schulter warf, fühlte sie seinen Atem auf ihrem Gesicht, sah sie die glänzenden Augen und die weißen Zähne zwischen den vollen Lippen. Noch ein Augenblick, und sie fühlte, wie seine starken Arme sie umschlossen. Er hielt beide Handgelenke umspannt und presste sie an sich.

„Warum läufst du fort, warum hast du Angst, Pundi Renita? Ich tue dir nichts.“

Sie ließ sich von ihm in das Dickicht ziehen, aber sie kämpfte und jütlerte vor Angst und Lust, als sie seine Hände auf ihrer Brust fühlte. Dann schlug Glück und Verlangen, Abwehr und Schmerz über ihr zusammen.

„Ahh! Ahh!“

4. Kapitel

In den Städten und größeren Ortschaften werden bei Heiraten, besonders von den Familien der höheren Kasten, viele strenge Vorschriften und Gebräuche beobachtet. Es ist richtig, daß die Frauen nicht mehr in Abgeschlossenheit leben; die jungen Mädchen sollen jedoch, wenn sie erwachsen sind, im Hause gehalten werden und nur mit ihren nächsten männlichen Verwandten zusammenkommen. Eine Heirat wird auf sehr förmliche Weise in die Wege

geführt; von den Eltern des Mannes wird eine feierliche Werbung bei den Eltern des Mädchens vorgebracht. Reifens findet zwischen beiden Familien ein langes Verhandeln und Schachern über die Mitgift statt. Wenn dann endlich diese Vorverträge geregelt sind und der Tag der Hochzeit da ist, so ist das eine sehr feierliche und förmliche Begebenheit. Auf beiden Seiten werden alle Mitglieder der Familie eingeladen; der Bräutigam geht mit seinen Freunden und Verwandten zum Hause der Braut und führt sie dann in feierlichem Aufzuge, gefolgt von den Gästen, in sein eigenes Heim. Für Bewirtung, neue Kleider und Geschenke wird sehr viel Geld ausgegeben.

In Dörfern wie Beddegama hingegen spielen diese Sitten und Förmlichkeiten meistens keine Rolle. Die jungen Mädchen bleiben nicht im Hause; sie müssen arbeiten. Die jungen Männer sind mit ihnen bekannt und treffen selbst ihre Wahl. Es gibt keine Verhandlungen zwischen den Familien und feierliche Heiratsanträge; die Dörfler sind zu arm, als daß eine Mitgift in Frage kommen könnte.

Und doch unterscheidet der Dörfler scharf zwischen einer Ehe und dem, was er Konkubinat nennt. Im ersten Falle wird die Frau von seiner und von ihrer Familie als Gattin anerkannt; fast immer findet eine feierliche Einholung und eine Bewirtung der Teilnehmer statt; im zweiten Falle wird die Frau niemals öffentlich anerkannt, und wenn auch im gewöhnlichen Dorfleben die nicht anerkannte Gattin ebenso häufig, wenn nicht häufiger als die anerkannte ist und von jedem Mann wie eine solche behandelt wird, besteht ein Unterschied und tritt bei feierlichen Gelegenheiten zutage. Eine Frau, die mit einem Mann in einer derartigen mindereren Ehe lebt, darf z. B. nicht an der Hochzeit ihrer Schwester teilnehmen. Immer oder fast der Mann und die Frau von derselben Kaste; die Verwandten würden einen sehr lebhaften Einspruch erheben, wenn der andere Teil von einer Familie käme, die ihnen nicht als respektabel gälte.

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Buch

Die Familie gefährdet?

Dieses schmale Heft ist als erste Forschungsarbeit aus der Sammelreihe über: „Bestand und Erschütterung der Familie in der Gegenwart“, erschienen.

Die positive Einstellung zur Bedeutung der Familie für das soziale Leben ist der innere Antrieb zur Gesamtforschung. In der vorliegenden Schrift gilt es, Material zu liefern für und gegen die Existenzfähigkeit der Familie. Sie will nur ein flüchtiges Bild von den Zuständen in den heutigen Familien geben, und kann das auch nur auf Grund der vorausgegangenen Forschungsmethode: nämlich man hat versucht, durch Umfrage bei verschiedenen Krippen, Kindergärten und Horten die häuslichen Verhältnisse der Kinder in den genannten Heimen aufzudecken.

Das gewonnene Material (teils Produkt statistischer Arbeit) erhebt, wie genau man vorgegangen ist. Man hat möglichst verschiedenartige Verhältnisse vom geographischen (verschiedene Reichsteile, Stadt und Land, andersartige Stadtteile) und vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt (Industriezentren und landwirtschaftliche Zentren) berücksichtigt, um so ein Urteil über die Familie in mannigfaltigen Milieus zu gewinnen. Innerhalb des Familienkreises beleuchtet man den Zusammenhang je nach sozialer Stellung und Persönlichkeit der Mutter und des Vaters. Besonders das Thema „Mutter“ wird intensiv behandelt aus dem berechtigten Grunde, weil von ihrer Persönlichkeit Sein oder Nichtsein der Familie abhängt.

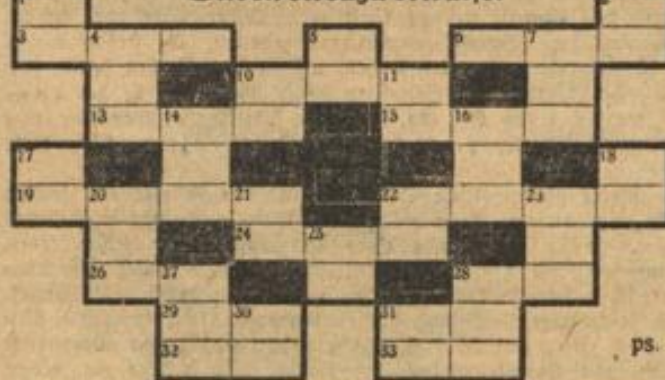
Das Ergebnis lautet dahin, daß der Familienzusammenhang sehr gelockert ist. Den Grund sucht man in der Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und in der Berufstätigkeit der Frau. Jedoch glaubt die Verfasserin, daß auch heute noch die inneren Voraussetzungen für ihre Existenz- und Leistungsfähigkeit gegeben sind.

Marga Quade.

*) Die Familienverhältnisse von Kindern in Krippen, Kindergärten, Horten. Bearbeitet von Dr. Erna Coritz, herausgegeben von Alice Salomon.

Rätsel-Ecke des „Abend“

Silben-Kreuzworträtsel



Waagrecht: 3. Sozialist; 6. lyrisches Gedicht; 10. Glücksspiel; 13. Insekt; 15. Salzwerk; 19. Himmelskörper; 22. germanische Stämme; 24. empfindliche Pflanze; 26. Körperteil; 28. jüdischer Frauennamen; 29. Kränze; 31. Stadt in Westfalen; 32. Behälter. Senkrecht: 1. Kartenwert; 2. Baum; 4. Dämpfmittel; 5. Ausdruck bei Pferderennen; 7. Meereseisenschicht; 10. Mädchenname; 11. Stadt in Sachsen; 14. Staatsbeamter; 16. Insekt; 17. Himmelskörper; 18. Gewebe; 20. Land in Britisch-Indien; 21. Ort bei Rom; 22. nordischer Gott; 23. Stadt in der Lombard; 25. Zitterreine; 27. Gattin Samsons; 28. fromme Erzählung; 29. Farbe; 30. Gespräch; 31. Frau von Abraham.

UML-Rätsel

Aus den Buchstabengruppen a a d i m n r n — a a h i m o o — a a b e r l — e e e e n i s t — a a a b i m — a a d e n o — a a a l n e j sind die Namen von sieben amerikanischen Bundesstaaten zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter nennen einen weiteren nordamerikanischen Bundesstaat.

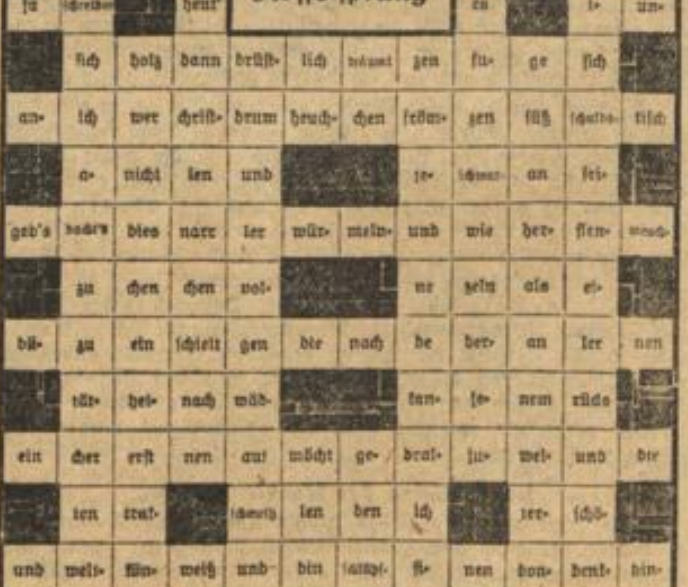
Silbenstreichrätsel

Aus nachstehenden Worten ist je eine Silbe zu streichen. Diese ergeben zusammen ein bekanntes Sprichwort. — Engel, Degen, Elgut, Miar, Vorklesung, Gutschrift.

Biererei

Bei Sturm bin ich dein Schutz und steh' vor „reife“, „at“, vor „chen“ und „neh“.

Rästelprung



(Auflösung der Rästel nächsten Rittwoch.)

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer

Kreuzworträtsel Waagrecht: 1. Barock; 3. Nicaragua; 8. Feil; 9. Bem; 10. Her; 12. Gros; 14. Ika; 16. Reon; 17. Baß; 18. Anam; 19. Elan; 20. Kur; 22. Tell; 23. Sieg; 25. Wa; 27. Veno; 28. Neufiber; 22. Zelland. — Senkrecht: 1. Wall; 2. Raab; 3. Nam; 4. Jaun; 5. Alibaren; 6. Reif; 7. Kerometer; 8. Siemens; 11. Janella; 13. San; 14. Ull; 15. Kar; 16. Rai; 21. Ull; 24. Gely; 25. Ast; 26. Alba; 27. Reid.

Zahlenrätsel: Korlsruhe; Krros; Ruhr; Leer; Suht; Rubla; Uster; Halle; Eble.

Kammrästel: 1. Honnef; 2. Reiber; 3. Mantua; 4. Reubau; 5. Sennes; 6. Dncapo; 7. Reitor; 8. Abhang; 9. Romade. — Hermann Sudermann. — Frau Sorge.

Zur Katastrophe des „R 101“

War das Luftschiff überlastet? — Versagte die Führung?

R 101, dessen trauriges Ende die ganze zivilisierte Welt erschütterte, war das neueste englische Luftschiff. Es war das größte der Welt mit rund 200 Meter Länge. Es war in Wirklichkeit ein unglückliches Produkt englischer Ingenieurtätigkeit, wie die ganze Geschichte des Luftschiffbaues in England von Anfang an von mehr oder minder großen Fehlschlägen begleitet war. Von jenem „Nulli Secundus I“ des Obersten Cody, des früheren Buffalo Piloten, der einer der tatkräftigsten und fähigsten Pioniere der Luftfahrt war, bis zum „Nulli Secundus II“ des Jahres 1908 und weiter bis zum Weltkrieg haben die Engländer keine Erfolge im Bau von Luftschiffen erzielen können. Er liegt ihnen nicht und man hat das wohl auch später selber eingesehen und hat sich mehr auf den Bau von Flugmotoren gelegt. Auf diesem Gebiet wurde England führend. Es baut ferner große Flugzeuge, von denen die neuesten Erzeugnisse 50 Personen außer der Besatzung und mehr befördern können. Der einzige von uns wenig beachtete Erfolg Englands im Luftschiffbau fällt in das Jahr 1919, als Major Scott mit einem bedeutend kleineren Sturmluftschiff als dem verunglückten zweimal den Atlantik nach Kanada überflog. Hierdurch und wohl durch die sensationellen Erfolge der Zeppelinluftschiffe haben sich die Engländer veranlaßt gesehen, dem Luftschiffbau wieder mehr Beachtung zu schenken und schritten zum Bau ihres Luftschiffes R 100, dem Vorgänger von R 101. Trotzdem die öffentliche Meinung sowie die offiziellen Körperschaften im Gegensatz zu Deutschland dem Luftschiff nicht günstig gegenüberstand, was man nach den Misserfolgen der früheren Jahre verstehen kann. R 101, der verbesserte und vergrößerte R 100, war ein Starrluftschiff, das in vielem dem Typ des Zeppelins ähnelte, der ihm auch sicher in manchem als Vorbild gedient hat. Das Luftschiff war mit den neuen Diesel-Luftschiffmotoren von je 630 PS ausgerüstet, die jeder 8 Zylinder in Reihen mit 210x305 Hub besitzen und zu ihrem Betrieb Schmieröl benötigen. Die Motorenfabrik Beardmore, die diesen Typ speziell im Auftrage der englischen Regierung seit etwa 10 Jahren entwickelt hat, ist eine altangesehene Motorenfabrik. Das Gewicht des verwendeten Motors, der eine verstellbare Metallschraube von fast 5 Meter Durchmesser antreibt, beträgt 1600 Kilogramm. Die Schwierigkeiten des Fabrikates lagen erstens in der Reuamtheit des beschriebenen Motors (schnelllaufender, starkmotorischer Schmiermotor leichten Gewichtes) und in Resonanzerscheinungen der Kurbenwelle bei kritischen Drehzahlen (930—950 U/Min.). Häufiger Motorenausfall war daher nicht verwunderlich. Beim Vorkrieg im diesjährigen englischen Luftmanöver z. B. vor der englischen Regierung usw. stand der vordere linke Motor während des ganzen Fluges außer Betrieb. Das hat jedoch, auch wenn sich Motorendefekt bei dem letzten unglücklichen Flug von R 101 eingestellt haben sollte, was nicht anzunehmen ist, nicht viel zu sagen, da das Schiff seinen Flug mit den noch im Gang befindlichen Motoren fortsetzen kann. Selbst beim allernachteiligsten Fall, dem gleichzeitigen Versagen aller Motoren, ist das Luftschiff bei einigermaßen erträglichem Wetter nicht verloren, da es während des Treibens vorin Wind vorzudringen kann, die Motoren wieder in Gang zu bringen. Das Unglück, das sich wie die Stehengebliebenen Ihnen beweisen, 2,38 Uhr nachts ereignet hat, muß demnach andere Ursachen gehabt haben. Es fällt dem objektiven Beobachter auf, daß R 101 zur Bewältigung der für Luftschiffe geringen Entfernung von 350 Kilometern über 7 Stunden gebraucht hat. Es hat sich also nur mit einer Stunden- geschwindigkeit von knapp 50 Kilometern vorwärts bewegt. Vergleicht man hiermit die Ziffern, die „Graj Zeppelin“ bei seiner Südamerikafahrt erzielt hat, so gibt einem das zu denken. Das Zeppelinluftschiff hat auf diesem Flug 29752 Kilometer zurückgelegt. Es hatte abwechselnd schönes und sehr schlechtes Wetter. Seine reine Flugzeit betrug 298 Stunden 32 Minuten, so daß sich also ein Stundendurchschnitt von 99 Kilometern ergibt, also fast doppelt soviel wie R 100. Das Luftschiff R 100 war also wahr- scheinlich überbelastet. Diese Überbelastung war die eigentliche Ursache der späteren Kata- strophe. Wundert man sich, daß so erfahrene Luftschiffer wie Major Scott den furchtbaren Ernst der Lage nicht bei Zeiten erkannt haben. Der schwerfällige Flug, der nicht allein dem Gegen- wind zuschreiben ist, hätte doch zu denken geben müssen! Der niedergegangene und bis zuletzt fast niedergebende Regen hat das Schiff noch mehr belastet und in seiner Steigfähigkeit und Manövrierfähigkeit noch weiter beeinträchtigt. Ein Schiff mit einer Stunden- geschwindigkeit von 50 Kilometern ist sehr schwer manövrier- fähig, wenn es bis zum letzten Spannenmoment belastet ist. Daß der Aufprall auf dem Boden, der aus viel geringerer Höhe als 100 Meter erfolgt sein muß, katastrophale Folgen haben mußte, lag bei der Füllung des Luftschiffes mit Wasserstoff auf der Hand. Wasserstoff wurde 1766 vom Engländer Cavendish entdeckt. 1808 erzeugte Dumas zum erstenmal flüssigen Wasserstoff. Es ist ein geruchloses Gas, dessen spez. Gewicht 0,069 beträgt und das unter hohem Druck bei sehr niedriger Temperatur (— 240 Grad) flüssig wird. Seine Explosionsfähigkeit mit Sauerstoff ist unge- heuerlich, ebenso die überaus hohe Verbrennungstemperatur. Beim Aufprall des Luftschiffes auf den Boden sind die Ballonets, die im Innern der Hülle lagern, durch die zerbrechenden Aluminiumteile des Gerüsts gerissen worden. Das hierdurch ausströmende Gas in Verbindung mit dem Sauerstoff entzündete sich an den aller Wahrscheinlichkeit im Gang befindlichen Auspuff-Flammen der Motoren und führte die endgültige Katastrophe herbei. Daß das Luftschiff nach dem Aufprall auf dem Boden, der mit ungeheurer Wucht erfolgt sein muß, nicht mehr steuerbar war, liegt auf der Hand; da diesem Aufprall die Steuerungsleitungen sofort zum Opfer gefallen sind. Vom Aufprall bis zum Ausgehen in Flammen ist das Wert einer Sekunde. Wer wie ich gesehen hat, wie das Marine-Luftschiff L. Z. 18 am 18. Oktober 1913 mit 23 Mann

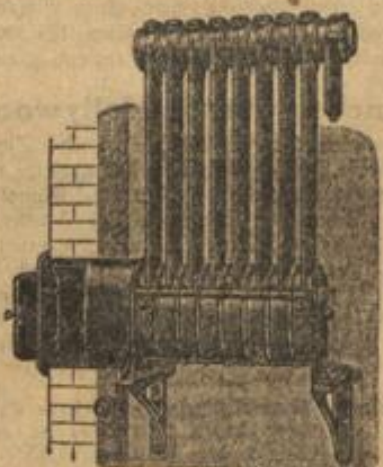
Besatzung kurz nach Verlassen des Flugplatzes Berlin-Johannisthal einige hundert Meter von mir entfernt einer brennenden Riesenfackel gleich aus etwa 150 Meter Höhe zugrunde- ging, wird erweisen können, daß Rettungsarbeiten in solchen Fällen unmöglich sind. Das einzige Mittel, derartige Katastrophen zu ver- hindern, besteht darin, statt des Wasserstoffes Helium zu ver- wenden. Helium ist ein sehr schwer kondensierbares Gas, das als Element in der Atmosphäre, auf der Sonne, in Mineralwässern sowie in Uran- und Thorminerale vorkommt. Es siedet flüssig bei — 268,5 Grad. Sein größter Vorzug ist seine Nichtbrenn- barkeit, also seine absolute Feuerungefährlichkeit. Sein großer Nachteil ist seine nur durch kostspieliges Arbeits- verfahren zu bewerkstelligende Erzeugung. Ein Nachteil, der sich auf die Wirtschaftlichkeit löhrend auswirkt, soll aber die Luft- schiffahrt nicht veranlassen, unbedingt behoben werden muß. Aus dem Unglück auf unsere Verhältnisse irgendwelche Schlüsse zu ziehen, ist immer eine undankbare Sache, ich glaube aber doch behaupten zu können, daß es unter Führung unserer bewährten Luftschiffpiloten nicht zu der Katastrophe hätte kommen können. Denn gerade beim Luftschiff spielt die nur in jahrelanger praktischer Flug- erfahrung zu sammelnde Erkenntnis für die Erfordernisse jeder Lage

eine unweit wichtigere Rolle als im Flugwesen. Es hätte unbe- dingt auffallen müssen, daß das Schiff bei seiner geringen Auftriebs- kraft überlastet war, wenn nicht beim Start, so doch während des schleppenden Fluges. Daß die Leitung von R 101 dies nicht erkannt hat, ist das Resultat ihrer ge- ringen Luftschifferfahrung, die sie trotzdem (aus Prestige-Gründen?) nicht davon abbliebt, mit dem unausprobieren Schiff (zwei Probeflüge genügen nicht) die schwierige Reise zu wagen, die unter wirklich sachmännisch ge- schulter Leitung einen anderen Ausgang genommen hätte. Die Rückwirkung dieser Katastrophe auf die Offenlichkeit der ganzen Welt wird nicht ausbleiben. Das durch die großen Erfolge unseres Zeppelins wahngewordene Vertrauen auf die Benutzung der Luftschiffe hat einen argen Stoß erlitten. Aber Fortschritte lassen sich nur mit Opfern erkämpfen, wenn diese Opfer auch wie in diesem Falle durchaus vermeidbar waren. Trotz vieler Eisenbahnkata- stropfen, trotz vieler Schiffsunglücke haben sich diese beiden Ver- kehrsmittel doch durchgesetzt. Der Luftverkehr, angefaßt wie sie, wird seinen Weg machen als modernes Mittel zur Verständigung der Völker. W. Hanuschke, Luftfahrtsachverständiger.

Garagenheizung mit Gas

Der vor der Tür stehende Winter hat für viele Besitzer von Kraftfahrzeugen, insbesondere solchen, die ihre Kraftwagen in Einzelgaragen untergebracht haben, die Frage einer zweckmäßigen Garagenheizung, die bisher immer ein sehr schwieriges Problem gewesen ist, in den Vordergrund gerückt. Es ist daher von Inter- esse, sich einmal etwas näher mit dieser Frage zu befassen. Man wird sich noch gut der mehrfachen Unfälle im letzten Winter erinnern, die dadurch hervorgerufen wurden, daß bei geschlossener Garagentür der Motor „nur für einen Augenblick“ an- gelassen wurde. Die Folge davon waren Kohlenoxydgas- vergiftungen mehr oder weniger schwerer Art. Die heute vielfach im Gebrauch befindlichen Heizapparate, die meist unter der Motorhaube aufgestellt werden, kommen den An- forderungen, die die Automobilfahrer an sie stellen müssen, nicht nach. Einmal ist die Heizwirkung außerordentlich unzuverlässig, und dann schließen sie eine Explosionsgefahr keineswegs aus. Da ferner die Versicherungsgesellschaften für einen Brandschaden, der durch Benutzung ungeeigneter Garagen-Heizeinrichtungen entsteht, meist jede Entschädigung ablehnen, so ist das Risiko für den Garagen-

besitzer. Sowohl die Verbindung mit dem Frischluftrohr, welches die notwendige Verbrennungsluft aus dem Freien oder aus einem Nebenraum herbeiführt, als auch diejenige mit dem Abgasrohr, welches die Verbrennungsprodukte in den Schornstein oder frei über das Dach führt, erfolgt durch besonders abgedichtete Flanschen. Auch die Gaszuführung, die einen automatischen Temperaturregler ent- hält, ist bei dem Eintritt in den Ofenraum sorgfältig abgedichtet. Durch diese Einrichtungen wird erreicht, daß der Verbrennungsraum vom Eintritt des Leuchtgases an bis zur Abführung der Ver- brennungsprodukte in den Schornstein von der Raumluft der Garage völlig getrennt ist, wodurch ein Eintreten der in der Garage möglicherweise vorhandenen explosiven Benzindämpfe in den Ofen ausgeschlossen wird. Um sowohl bei der Inangabelegung des Ofens als auch während des Betriebes jedes Gefahrenmoment auszu- schließen, ist eine besondere gasfeuerne Hahnkammer am Ofen an- gebracht, welche durch die Mauer nach außen geführt ist und dort durch eine kleine gasfeuerne Tür verschlossen wird. Diese Hahn- kammer enthält den Hahn für die Bedienung der Zündflamme und auch den Haupthahn, welcher nach Anbrennen der Zündflamme ge- öffnet wird und so den vollen Gasdurchfluß freigibt. Die Benzindämpfe, welche schwerer sind als Luft, lagern sich meist unten am Boden und ziehen aus der geschlossenen Garage nicht ab. Um nun den Ofen nicht im Bereich dieser Dämpfe auf- stellen zu müssen, wird er mit Hilfe von Wandsonnolen in etwa 1 1/2 Meter Höhe über dem Erdboden angebracht. Der niedrige Preis des Ofens, die außerordentlich ein- fache Installationsmöglichkeit, der geringe Platzbedarf sowie die eingangs geschilderten Vorzüge in der Bedienung und Temperaturregelung geben ihm gegenüber den bisher vorhandenen Fabrikaten einen sehr erheblichen Vorsprung. Wenn man ferner noch berücksichtigt, daß der Ofen nur bei Bedarf zu brennen braucht, so wird auch die Wirtschaftlichkeit seines Betriebes gewährleistet. Alle Gaswerke geben — an Interessenten jederzeit weitere Auskünfte.



besitzer mithin außerordentlich groß. — Eine den Anforderungen der Baupolizei genügende Garagenheizung war bisher nur durch den Einbau von Zentralheizung möglich, die aber wegen der hohen Anschaffungskosten meist wiederum nur für Sammel- garagen Verwendung gefunden hat. Für die Einzelgaragen war eine allen Ansprüchen genügende Einrichtung bisher wohl nicht vorhanden.

Es wird daher sehr zu begrüßen sein, daß die Neuanstraktion eines Garagen-Heizofens bekannt wird, der nicht nur den Anfor- derungen, die die Automobilfahrer an eine solche Einrichtung stellen, genügt, sondern vor allem auch den Bestimmungen der Baupolizei entspricht. Der Automobilfahrer legt bei der Garagenheizung Wert auf bequeme Bedienungsart, weitgehende Regulierbarkeit und rasche Anheizwirkung, damit er mühelos und schnell imstande ist, den Garagenraum zu erwärmen.

Dieser jetzt auf dem Markt erscheinende Ofen ist ein Gas- Heizofen, der von der Berliner Baupolizei eingehend geprüft, als einwandfrei befunden und daher für den Einbau in Garagen genehmigt worden ist. Neben der Zulassung durch die Berliner städtische Baupolizei sind noch zahlreiche andere vorhanden, so vom Sächsischen Ministerium des Innern, vom Preussischen Ministerium für Volkswohlfahrt, vom Rat der Stadt Dresden, dem Thüringer Gewerbe- Ausschussrat und schließlich auch von ausländischen Behörden.

Der Ofen besteht aus gusseisernen Teilen, die unter Beilage von Dichtungsmaterial durch starke Inbenschrauben zusammen- gehalten werden. Alle Vorrichtungen, die das Innere des Ofens zugänglich machen, sind sorgfältig verschraubt und ebenfalls abge-

Neue Bücher

In der Fachzeitschrift „Die Bautechnik“ erschien kürzlich ein Aufsatz „Berechnung, bauliche Durchführung und Ausführung geschweißter Eisenbahnbrücken“ von Dr.-Ing. O. Kammerzell, Direktor bei dem Reichszentralamt Berlin. Der Aufsatz ist jetzt auch als Sonderdruck erschienen. Das elektrische Schweißen hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht; aber während nur „Richtlinien für die Ausführungen geschweißter Stahlbauten im Hochbau“ herausgedruckt sind, fehlen diese für den Brückenbau bis jetzt noch vollkommen. Dies mag zum Teil daran liegen, daß man dem Schweißen von Stahlkonstruk- tionen überhaupt, und dem von Eisenbahnbrücken im besonderen, wegen der vielen wechselnden Beanspruchung misstrauisch gegenüber stand. Jedoch dürfte auf Grund der inzwischen gesammelten Er- fahrungen die bisherige ablehnende Haltung nicht mehr gerechtfertigt erscheinen. Der Verfasser will mit seiner Arbeit, solange noch keine offiziellen Berechnungsvorschriften vorliegen, diese Lücke ausfüllen. Seine Ausführungen beziehen sich alle auf Stahlbauten aus Stahl St. 37, und für das Schweißen ist Lichtbogen-Schweißung mittels Gleichstrom zugrunde gelegt. Den übersichtlichen Dar- stellungen der verschiedenenartigen Schweißnähte folgen Berechnungen und Angaben über zulässige Beanspruchungen derselben, die an Hand einer ganzen Reihe von Beispielen aus der Praxis erläutert werden. Die finden wichtige Angaben über die bauliche Durch- bildung mit besonderem Hinweis auf die verschiedenen Spannungs- arten, die gerade hierbei besonders beachtet werden müssen. Aus- führungsfragen vervollständigen dieses Kapitel. Der Verfasser zählt weiter noch die Gesichtspunkte auf, die bei den Ausführungsarbeiten berücksichtigt werden müssen und vergißt nicht zu erwähnen, daß die richtige Auswahl geeigneter, im Lichtbogenschweißen geprüfter Schweißler von Wichtigkeit ist. Wir glauben, daß die Arbeit des Verfassers dem Fachmann willkommen ist und daß sie angesichts der großen wirtschaftlichen Bedeutung, die dem elektrischen Schweißen zukommt, grundlegenden Charakter hat für den Ausbau, den die Deutsche Reichsbahngesellschaft zur Ausarbeitung diesbezüglicher Richtlinien bereits eingeleitet hat. E. Hoff.

